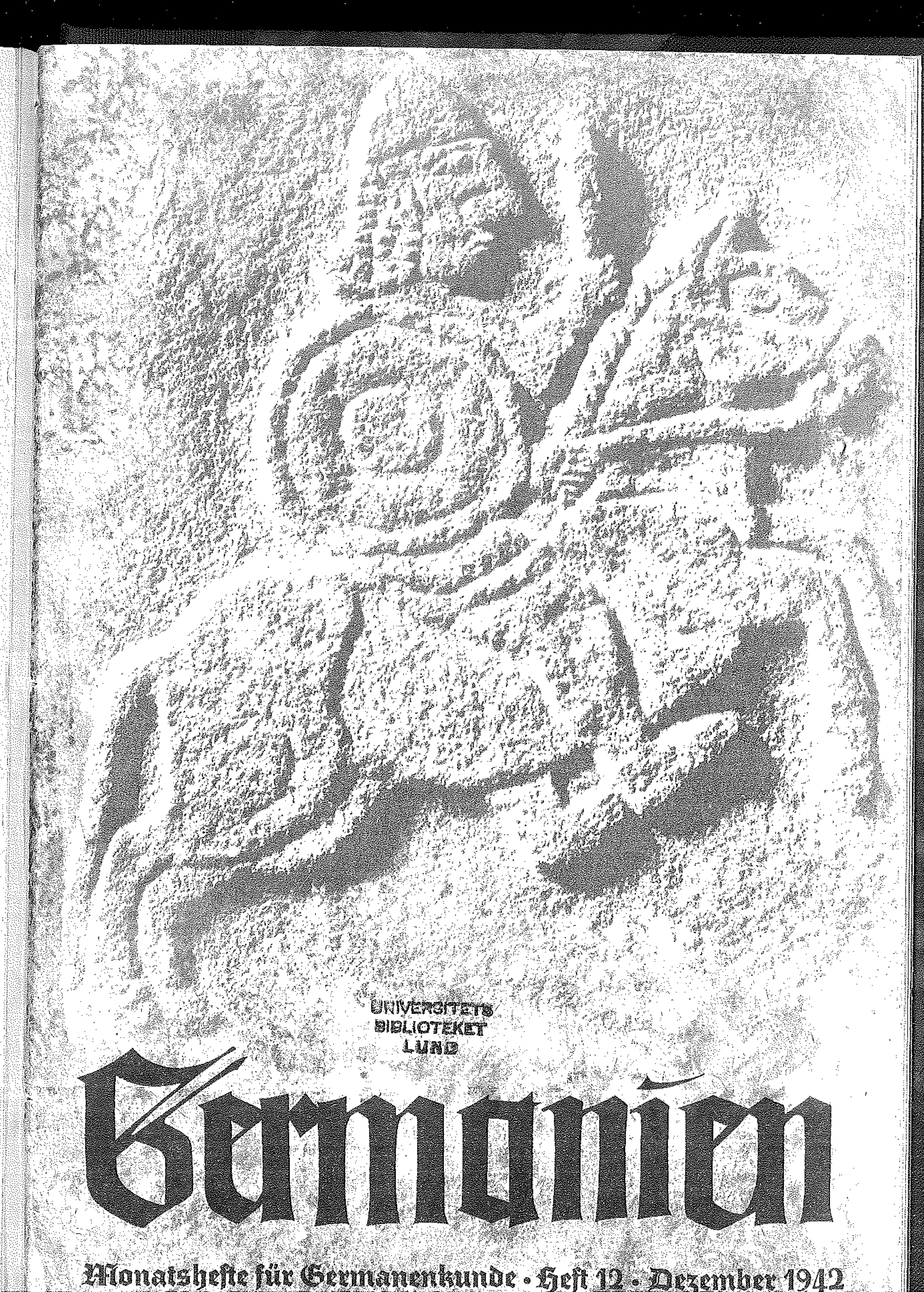
Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:
Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 12 · Dezember 1942

Inhaltsverzeichnis

Der Umschlag wurde gestaltet unter Verwendung des Reitermotivs von Tell Halaf, aus dem Aufsatz „Hirsch und Hirschsage bei den Ariern" erschienen in der Zeitschrift „Germanien", Heft 9/1941.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 12.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Waltraud Hunke / „Sie schufen das Schicksal"

„Hast du geglaubt, was gewisse Leute zu glauben pflegen, daß jene, die vom Volk Parzen genannt werden, Wirklichkeit sind oder das vollbringen können, was von ihnen geglaubt wird: daß sie nämlich, wenn ein Mensch geboren wird, ihn zu dem bestimmen können, was sie wollen, daß wann auch immer jener Mensch will, er sich in einen Wolf ververwandeln kann, was die Torheit des Volkes weruwolff nennt, oder in irgendeine andere Gestalt?" –

„Hast getan, was gewisse Weiber in bestimmten Zeiten des Jahres zu tun pflegen: Daß du in deinem Hause einen Tisch bereitetest mit deinen Speisen und Getränk und drei Messerchen, damit, wenn jene drei Schwestern kämen, die die Alten in ihrer Torheit Parzen nannten, sie sich dort laben könnten, und hast du der Gottheit ihre Macht und ihren Namen genommen und dem Teufel übertragen, so, sage ich, als ob du glaubtest, daß jene, die du die Schwestern nennst, dir jetzt oder in Zukunft helfen könnten?" (1)

Diese Beichtfragen des Burchard von Worms erscheinen noch in einem Penitentiale des 15. Jahrhunderts (2), und hier werden die Parzen mit einheimischem Namen als Perchten bezeichnet. Der Brauch des Perchtentisches ist der Volkskunde ganz geläufig, weniger indessen die Rolle der Perchten als Schicksalsverkünderinnen, vergleichbar den Parzen. Der altgermanische Norden kennt die drei Nornen (3) in dieser Funktion, die den römischen Parzen und griechischen Moiren in vielen Einzelzügen sehr nahe verwandt sind. Sie weben das Weltenschicksal und bestimmen das Schicksal des Einzelnen.

In großartiger dichterischer Gestaltung schildert das jüngere Helgilied das Auftreten der Nornen:

Ár var alda	Urzeit war es,
þat er arar gullo,	Aare schrieen,
hnigo heilog vǫtn	von Himmelsbergen
af Himinfiolom:	sank heiliges Naß:
þá hafđi Helga,	da hatte Helgi,
inn hugomstóra,	den hochgemuten,
Borghildr borit	Borghild geboren
í Brálundi;	in Bralunds Schloß.
Nótt varđ í bœ,	Nacht wars im Hofe,
nornir kvómo,	Nornen kamen,
þær er ǫđlingi	sie schufen das Schicksal
aldr um skópo:	dem Schatzspender:
þann báđo fylki	der Herrscher hehrster
frægstan verđa	solle er heißen,
ok buđlunga	der ruhmreichste
betstan þikkia.	Recke werden.
Snøro þær af afli	Sie schnürten mächtig
ørlǫgþátto,	Schicksalsfäden

þá er borgir braut	dem Burgenbrecher
í Brálundi;	in Bralunds Schloß;
þær um greiddo	goldnes Gespinst
gullin símo	spannten sie aus,
ok und mána sal	festend es mitten
miđian festo.	im Mondessaal.
þær austr ok vestr	Sie bargen die Enden
enda fálo:	in Ost und West,
þar átti lofđungr	des Fürsten Land
land á milli;	lag dazwischen;
brá nipt Nera	nach Norden warf
á norđrvega	Neris Tochter
einni festi,	eins der Bänder,
ey bađ hon halda. (4)	unzerreißbar. (5)

Ähnliches erzählt die Saga von Nornagestr, dessen Name schon auf die Vorgänge bei seiner Geburt hindeutet (6). Damals zogen im Lande Völven umher, die Seherinnen (spakonur) genannt wurden und den Menschen das Schicksal kündeten. Sie lud der Vater nach der Geburt seines Sohnes zu sich. Die drei Völven traten an die Wiege und bestimmten (nicht nur: prophezeiten(7)) durch ihren Spruch die Zukunft des Knaben.

Während im Helgilied, also in der literarischen Hochschicht, die Nornen als mythische Wesen erscheinen, schildert die Saga sie – trotz einiger Züge märchenhafter Umkleidung (8) – deutlich als menschliche Frauen, die zu Mahl und Beherbergung eingeladen und mit reichen Gaben belohnt wurden. Solchen im Lande umherziehenden weisen Frauen begegnen wir in der Sagawelt mehrfach, und schon Tacitus erzählt im Zusammenhang mit dem Bericht über Veleda: „Die Macht dieser Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer reichte weithin, dank einem alten Brauch bei den Germanen, nach dem sie viele Frauen für Schicksalskünderinnen und, wenn sich der Aberglaube noch steigerte, gar für Göttinnen halten" (9).

Bemerkenswerterweise nennt die Saga selbst die Völven, die sie dem gesamten Erzählungszusammenhang nach als menschliche Wesen betrachtet, einmal Nornen (10).

Ein eigentümliches Herübergreifen des Mythischen in das reale Leben scheint hier, wie auch in der Andeutung der göttlichen Verehrung dieser Frauen bei Tacitus, vorzuliegen. Es wird deutlicher faßbar, wenn wir aus der Sphäre der Literatur in das eigentliche Leben hinüberwechseln.

Es ist ein weitverbreiteter Brauch, daß die Nachbarinnen nach der Geburt eines Kindes mit einer Grütze kommen, von der die junge Mutter essen muß. Die Lappen haben diesen Brauch von den Nordgermanen übernommen. Bei ihnen heißt die Speise Sarakka-Grütze. Sarakka ist eine den Nornen verwandte, geburtshelfende Göttin, die unter der Feuerstelle wohnt (11). Und noch bis in die späte Zeit ist im germanischen Brauchtum die Erinnerung an ein den Nornen geweihtes kultisches Mahl lebendig. Troels-Lund berichtet (12), daß vielfach in die Grütze drei Stäbchen gesteckt wurden, die ursprünglich eine Beziehung zu den Nornen gehabt haben müssen, denn das Glück des Kindes wurde in einem bestimmten Zusammenhang mit ihnen gesehen. Entsprechendes findet sich auch in lappischen Geburtsbräuchen (13). Eine deutliche Bestätigung bietet der für diese Speise gebräuchliche Name auf den Färöern: Nornagreytur (Nornengrütze) (14).

Dieser Brauch spricht freilich nur allgemein für den Glauben an die Anwesenheit der Nornen bei der Geburt. Es lassen sich jedoch eine Reihe von Zeugnissen dafür zusammenstellen, daß durch kultische Verwandlung der geburtshelfenden Frauen die Nornen leibhaftig vor die Gebärende traten.

Es ist schon oft auf das eigentümliche Ansehen und die Sonderstellung hingewiesen, die die Hebamme bis in unsere Zeit hinein genießt. Etwas Geheimnisvolles, fast Zauberhaftes hafte ihr an (15). Die Erklärung Wredes (a. a. O.), sie verdanke das „wohl dem unheimlichen (?) Kommen und Gehen und noch mehr dem Umstand, daß sie selbst gern abergläubischen Vorstellungen und Handlungen huldigt", ist dafür jedoch völlig unzureichend. In besonderem Maß stand gerade sie in der Gefahr, für eine Hexe gehalten zu werden (16).

Ist dies die Folge einer christlich-kirchlichen Umwertung, so haben sich auf der anderen Seite doch auch Zeugnisse für eine ehrende Einschätzung aus heidnischer Zeit erhalten. In Westjütland und auf Fünen wurde die Hebamme oft „Madammen" genannt, ein Ehrenname, der sie in die Rangklasse des Pfarrers und der Küstersfrau stellt (17). In Deutschland ist die Bezeichnung „Weise Frau" gebräuchlich; ihr entspricht in Frankreich „sage-femme", in Holland die „vroed-vrouw". Auch die Völkerkunde kennt für die Hebamme ausgesprochene Ehrennamen. In Cochin-China z. B. heißt sie „bá-mu". „Bá" ist der Ehrenname für Frauen (18). Bei den Orang-hûtan ist sie von allen Arbeiten befreit, die von den Frauen der Ansiedlung zu leisten sind (19).

Daß für dies Amt noch etwas anderes als eine besondere geburtshelferische Tätigkeit maßgebend war, geht daraus hervor, daß die Hebamme in dem kultischen Rahmen der Weibergilden gewählt wurde (20). Die hier notwendigen medizinischen Erfahrungen und Fähigkeiten konnten ja auch andere Frauen besitzen, auf Grund deren sie jederzeit in der Stunde der Geburt hätten gerufen werden können. Daß aber nur eine bestimmte Frau gewählt wurde, zudem bei eben dieser feierlichen Gelegenheit, zeigt, daß sie noch darüber hinaus eine besondere Eignung besitzen mußte. Eignung aber wofür?

Eine dänische Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts bestimmt: „Die Pfarrer sollen diese Hebammen, wenn sie dazu ausgewählt sind, unterweisen, wie sie sich den Müttern und den Neugeborenen gegenüber verhalten sollen" (21) Der Pfarrer soll die Hebammen unterweisen? Die Notwendigkeit dieser Anordnung vom kirchlichen Standpunkt aus wird verständlich aus den priesterlichen Klagen, daß die Hebammen bei der Geburt Zaubermittel und Zaubersprüche anzuwenden pflegten. Sie werden deswegen sogar mit dem Scheiterhaufen bedroht (22).

Über den Charakter dieser Zaubersprüche und magischen Maßnahmen erfahren wir wiederum aus Dänemark einiges sehr Aufschlußreiche (23). Nach der Geburt kam eine Frau, um das Kind zu „messen" und zu „segnen" (maale og signe). In Südfünen hieß sie geradezu „Signekone". Das Messen geschah meistens mit einem roten Wollfaden, der dann dem Kind um den Hals gebunden wurde, damit er ihm Glück bringe. Das Segnen bestand in einem Aussprechen von Zauberformeln. Noch um 1880 wurde beides in der jütischen Heide ganz allgemein geübt. Gesetzliche Bestimmungen haben immer wieder versucht, diesen Brauch auszurotten. Er sollte sogar mit der auffallend schweren Bestrafung der Landesverweisung ge-

ahndet werden (24). Trotz immer wiederholter scharfer Strafbestimmungen starb der Brauch jedoch nicht aus.

Ähnliche Bräuche sind auch in Deutschland lebendig gewesen. Die Gothaische Landesordnung von 1658 z. B. bestimmt: „– – – hingegen soll aller Aberglauben und Mißbrauch Gottes Namens (so wider das erste und andere Gebot läuft), als da ist Segensprechen, Charakteren oder Buchstaben, Zeichen, sonderliche Geberden und Kreuzmachen, Ablösung des Näbeleins mit gewissen Fragen und Antworten, Anhängen etlicher sonderbarer Dinge wider das abergläubische Berufen der Kinder, Bespritzen vor oder nach dem Bade, und dergleichen nicht alleine an ihnen selbst, sondern auch, wenn sie dergleichen unchristliches und tadelhaftes Beginnen an anderen Leuten vermerken, sollen dieselben ernstlich davon abmahnen, auch allenfalls dem Pfarrer oder Obrigkeit anzeigen" (25).

Auffallend ist in der Aufführung aller dieser abergläubischen Maßnahmen das in Dänemark gebräuchliche „maale" (messen), bei dem ein roter Faden verwandt wurde. Auch bei Krankheiten wurde ein solches Messen geübt (maale for sygdom) (26). Auch hier ist offenbar eine segenstiftende Handlung beabsichtigt. In dem Messen bei der Geburt scheint mir indessen noch mehr enthalten zu sein. Daß dabei ein Faden eine besondere Funktion hat, in dem das zukünftige Glück des Kindes enthalten ist, und andrerseits die Nornen als Schicksalsbestimmende bei der Geburt anwesend geglaubt wurden, spricht m. E. dafür, daß jene Signekoner, ebenso wie die Völven an der Wiege des Nornagest, einstmals die Nornen selbst „repräsentierten" und jener Faden ein Symbol des Schicksalsfadens des Neugeborenen ist. Die as. Bezeichnung „mettena" (die Zumessenden) für die Nornen, sowie as. ae. „metod" für Schicksal dürften auf einer Vorstellung beruhen, die auch mit diesem Brauch in Zusammenhang steht.

Vielleicht bildet den Ausgangspunkt ein bei der Lösung des Nabels verwandter Faden oder die Nabelschnur selbst, die als Symbol des Lebensfadens auch das Glück des Kindes umschlossen. Die Handlung des Messens, über deren Inhalt wir leider nichts weiter erfahren, mag sich dann durch sekundären Einfluß von der Vorstellung des Schicksal-Zumessens ausgebildet haben.

Während nach dem oben mitgeteilten Bericht in Dänemark nach der Geburt eine Frau erschien, die dem neugeborenen Kind Glück und Segen brachte, hatte sonst auch die Geburtshelferin selbst diese Rolle inne, wie auch aus der Gothaischen Landesordnung hervorgeht. So wurden auch die Nornen selbst als geburtshelfende Wesen verehrt.

„Hveriar ro þær nornir,
er naudgǫnglar ro
ok kiósa mœdr frá mǫgom?" (27)

„Wer sind die Nornen,
die in der Not zur Hilfe eilen
und die Mütter von ihren Söhnen erlösen?"

Bei den Lappen ist ein Brauch überliefert, den sie wahrscheinlich von den Nordgermanen entlehnt haben: Bei der Geburt wurde den nornenverwandten Göttinnen Opfer dargebracht (28). Vielleicht darf in diesen Zusammenhang der Heischepfennig („Eischepennek") gestellt werden, den im Rheinland die Hebamme erhielt, wenn sie dem Vater das neugeborene Kind überreichte. In einigen Gegenden erhielt sie ein Geldgeschenk von den Verwandten und vor allem von den Paten bei der häuslichen Tauffeier (29). Gewiß ist diese Gabe nicht unter neuzeitlichen Gesichtspunkten (etwa gar als eine Art Trinkgeld) zu betrachten. Denn namentlich in der Bezeichnung „Eischepennek" drückt sich ein auf sakraler Tradition beruhendes Recht aus, wie es auch z. B. die zur Fasnacht umziehenden Masken haben. Sie erscheinen als Repräsen-

tanten mythischer Wesen, und die ihnen gespendeten Gaben erklären sich somit als ursprüngliche Opfergaben (30).

Auf einen tatsächlich vollzogenen „Verwandlungskult" (31) deutet schließlich auch der in Bayern für die Wehmutter aufgezeichnete Name „Butzenbrecht". Die Sage erzählt: „Ein verwünschtes Gespenst zu Augsburg ist die Wehmutter, welche vor Zeiten die neugeborenen Kinder heimlich in des Teufels Namen getauft hat. Man sagt, es lasse sich in Gestalt eines Kalbes sehen, welches blöckend auf der Straße liege. Die Leute hüten sich, solches Blöcken nachzumachen, weil man glaubte, sich dadurch die Wehmutter ins Haus zu ziehen" (32). Dies Gespenst war dem Volke unter dem Namen „Butzenbrecht" bekannt (33).

Daß hier nicht die zufällige und zudem nur lokale Verbindung einer Gespenstersage mit der Sage von einer verwünschten Wehmutter vorliegt, darf wohl aus dem Namen des Ulmer „Butzenbrunnen" gelesen werden, ein Brunnen, aus dem die Kinder kommen (34). Da hierfür die Grundbedeutung von Butz = „Vermummung", „Larve", „Gespenst", keinen Sinn ergibt, ist die Erklärung eher darin zu suchen, daß damit ein Brunnen gemeint ist, aus dem Butzenbrecht die Kinder holt, entstanden aus „Butzen(brecht)brunnen". Wahrscheinlich dürfen wir somit auch die als Schimpfnamen für alte Weiber in Schwaben gebräuchlichen Bezeichnungen „Butzenbäll", „Butzen-wibele" und „Butzenberch" in diesem Zusammenhang stellen, während „Butzenbrecht" in Schwaben eine männliche Gestalt ist (35). Für die bayerische Wehmutter wird wohl ursprünglich die weibliche Form „Butzenbrecht" anzusetzen sein (36).

Diese Namen lassen auf eine kultische Vermummung der Geburtshelferin schließen, also auf einen echten Verwandlungskult.

Wenn wir „Butzenberch" usw. somit als eine ursprüngliche Bezeichnung der Wehmutter ansehen dürfen, so nimmt sich die Verwünschungssage daneben wie eine sekundäre Erklärung im Sinne kirchlicher Verteufelung aus, wobei das Motiv von der Taufe in des Teufels Namen freilich insofern echt sein dürfte, als es auch in Dänemark in älterer Zeit möglich war, daß die Hebamme die Kinder gleich nach der Geburt taufte. Vielleicht wurde auch das altisländische „ausa vatni" (die Wasserweihe) von den geburtshelfenden Frauen vollzogen, wie lappische Parallelen vermuten lassen (37).

Die Wehmutter der bayerischen Sage wird damit also wiederum der Bewahrung und Vollziehung heidnischer Riten „verdächtig", zumal die Taufe ja im Namen des Teufels vollzogen sein soll. Auch die erste der oben angeführten Beichtfragen des Burchard von Worms brachte ja die „Parzen" mit ausgesprochen heidnischen Kulten in Zusammenhang.

Daß die Wehmutter als Gespenst gilt, mag außerdem darin begründet sein, daß alle „Butzen"-Gestalten der Volksüberlieferung dämonische Wesen sind, wie ja auch die Grundbedeutung von „Butz" aussagt. Das Nebeneinander von Tod und Leben, das sich damit für diese kultisch-mythische Geburtshelferin ergibt, stimmt wiederum ganz zu dem Wesen der Nornen und den geburtshelfenden Göttinnen der Lappen, die in heidnischer Zeit von den Nordgermanen übernommen wurden (38).

J. O. Plassmann hat in seiner Abhandlung über das Kivik-Grab (39) die mittlere Szene auf Stein 8, wo neun Frauengestalten um einen büttenartigen Gegenstand versammelt sind, als Darstellung von neun Nornen um eine Wiege gedeutet (39). Diese Deutung bildet für unsere Frage eine wertvolle Stütze, denn aus der Gesamtheit der szenischen Darstellungen auf den Steinen des Kivik-Grabes, die alle kultischen Handlungen wiedergeben, ergibt sich, daß es sich

auch hier um einen sakralen Akt handelt, wie das Leben jener Zeit ihn kannte, und nicht etwa nur um die Wiedergabe eines literarischen Motivs. Die neun Frauen sind in eine eigentümliche Tracht gekleidet, die sich stark unterscheidet von der Kleidung der in der Szene über dieser abgebildeten Frauengestalt und aller jener auf den gleichzeitigen bronzezeitlichen Felszeichnungen. Plassmann erwägt einen Zusammenhang mit den Schwanenjungfrauen der altnordischen Überlieferung. Wie die Tracht auch zu deuten sein mag, wichtig ist, daß die Frauen hier in einer offenbar kultischen Verkleidung auftreten, die sie in die Sphäre des Übermenschlichen erhebt, entsprechend der bayerischen Wehmutter.

Der Name „Butzenberch" führt wieder zu der eingangs erwähnten Gleichsetzung von Parzen und Perchten zurück. Es ist damit nicht die Schar der wilden Perchten gemeint, sondern der Einzeldämon Frau Percht, die wir sonst vorwiegend als Spinnstubenfrau und Kinderschreck kennen (41). Sie, die ihr weitgehend verwandte Frau Holle, die gerade in dieser Beziehung gelegentlich beide ablösende Mutter Gottes und andere verwandte Gestalten weisen verschiedentlich in ihrem Auftreten in Sage und Kult auf eine besondere Rolle in dem Brauchtum um Mutter und Kind hin. Sie helfen bei der Geburt, sie belohnen oder bestrafen die guten und bösen Kinder, sie bringen auch gelegentlich die Kinder, und die Seelen der ungetauft gestorbenen kehren zu ihnen zurück und ziehen mit ihrem Wilden Heer durch die Lüfte. Diese teils epischen, teils kultischen Motive der Volksüberlieferung einerseits, und andrerseits die Vorstellung von den Nornen in der altnordischen Tradition lassen sich an dem aufgezeigten Punkt miteinander in Berührung bringen, wo sie wiederum beide mit dem lebendigen Leben in enger Wechselbeziehung stehen: In der heiligen Stunde der Geburt erschienen Frauen als göttliche Helferinnen und verliehen dem Neugeborenen sein Schicksal und damit sein Leben.

(1) Burchard von Worms, Corrector; E. Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern, Halle 1868, S. 94, Abschnitt 27 u. 29. – (2) Cod. lat. Mon. 14. 138 f. 203 b; zit. nach V. Waschnitius, Percht, Holda u. verw. Gestalten, Kais. Akad. d. Wiss. zu Wien, Phil.-hist. Kl. 174, Wien 1915, S. 64; s. auch Schmeller, Bayr. Wb. I, 270. – (3) Die Zahl der Nornen ist nicht bestimmt. Wenn auch die Dreizahl vorherrscht, so besteht doch daneben auch die Vorstellung von einer einzigen Norne (Urdr); andrerseits spielt auch die Neunzahl eine große Rolle, und schließlich kann es auch eine unbestimmte Vielzahl sein. S. Jan de Vries, altgerm. Religionsgeschichte, II, S. 383. – (4) HHu I, 1–4, zit. n. Neckel, Edda, Heidelb. 1914, S. 126. – (5) Übers. v. F. Genzmer, Thule I, S. 154. Vgl. Vols. c. 8. – (6) Þattr af Nornagestr, c. 10, Flat. I, 291. – (7) Vgl. Sijmons-Gering, Edda-Kommentar II, S. 70. – (8) Vgl. Bolte-Polivka, Anm. z. d. Kinder- u. Hausmärchen I, S. 434, Arnason, Þjóðsögur II, S. 424, K. Maurer, Isl. Sagen, S. 284. – (9) Tacitus, Hist. IV, c. 61. – (10) Hin yngst norninn Þottizst oflitils metin hia hinum ij . . . . – (11) Ant. Tidskr. 1849–50, S. 308a, H. F. Feilberg, Skæbnetro, Aarbog f. dansk Kultur 1897, S. 37, J. S. Møller, Moder og Barn i dansk Folkeoverlevering, Danmarks Folkeminder 48, Kbh 1940, S. 530. – (12) Dagligt Liv i Norden i det 16. Aarhundrede, VIII, Kbh 1909, S. 56. – (13) Olrik-Ellekilde, Nordens Gudeverden, S. 139. – (14) Reichborn-Kjennerud, Vår gamle trolldomsmedisin I, Oslo 1928, S. 53 f. In Setesdal heißt die Grütze „nornegraut", in Telemarken „nauegraut". – (15) A. Wrede, Rhein. Volkskunde, Lpz. 1922, S. 134. – (16) Wrede, a. a. O., vgl. Reichborn-Kjennerud, a. a. O., S. 54. – (17) H. F. Feilberg, Bidr. til en Ordbog over jyske Almuesmaal, II, 47; Møller, a. a. O., S. 125. – (18) H. Ploß-M. Barthels, Das Weib i. d. Natur- u. Völkerkunde II, Lpz. 1908, S. 161. – (19) Ploß-Barthels, a. a. O., S. 162. – (20) R. Wolfram, Weiberbünde, Zs. f. Vk. N. F. IV, 42. Jg., 1933, S. 140 ff. – (21) Møller, a. a. O., S. 99. – (22) Møller, a. a. O., S. 100. – (23) Møller, a. a. O. S. 183 f. – (24) Danske Lov 6–1–12. – (25) Zit. nach H. Boesch, Kinderleben, Monogr. z. Kulturgesch. V, Lpz. 1900, S. 18. – (26) Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb. I, 1911, S. 685. – (27) Fáfnismál 12, 4. zit. n. Neckel, a. a. O., S. 178. – (28) Nordens Gudeverden, S. 136 f. – (29) Wrede, a. a. O., S. 146 u. 152. – (30) K. Meuli, Schw. Arch. f. Vk. 1928/29, S. 28 ff.; O. Höfler, Kult. Geheimbünde d. Germanen, 1934, S. 120 ff. – (31) Höfler, a. a. O., bes. S. 11 ff. – (32) A. Schöppner, Sagenbuch d. Bayr. Lande, München 1853, III, 1228. – (33) Schöppner, a. a. O. S. 368. – (34) Fischer, Schwäb. Wb. I, 1573/4. – (35) Fischer, a. a. O. – (36) Über den Geschlechtswechsel soll in anderem Zusammenhang gehandelt werden. – (37) Nordens Gudeverden, S. 137. – (38) Nordens Gudeverden, S. 143 ff. – (39) Germanien 1939, S. 29 ff. – (40) Über die Neunzahl der Nornen s. Jan de Vries, a. a. O. – (41) Waschnitius, a. a. O.

Karl Schmeing / Das „Zweite Gesicht" in der nordischen Saga

Das Zweite Gesicht in dem engeren Sinne eines Vorschauens oder Vorhörens der Zukunft ist im In- und Auslande viel umrätselt und umstritten worden. Der eine lacht darüber, der andere versichert mit großem Ernste die Tatsächlichkeit dieser seltsamen Vorgänge. Wer hat recht?

In meiner Forschung, die der Lösung des Rätsels dient, bin ich von der Vermutung ausgegangen, daß die Vorschauerlebnisse ihren Quellpunkt in der sog. eidetischen Anlage haben könnten, die erst in den letzten Jahrzehnten eingehender erforscht ist und in erster Linie bei Kindern vorkommt, aber auch bei Erwachsenen sehr ausgeprägte Formen annehmen kann. Es handelt sich dabei um eine Art „gesunder Halluzinationen", die in hochgradigen Fällen volle Wirklichkeitstreue erreichen. Dichter wie Goethe, Storm und Stehr waren Eidetiker, ebenso ist es in hohem Grade Gustav Frenssen. Er sah die Gestalten seiner Romane vielfach so deutlich bei sich im Arbeitszimmer, daß er einen Bogen um die Stelle machte, wo sie standen. Er hörte sie sprechen, lachen und weinen und konnte „wie ein stummer Protokollführer" aufschreiben, was sie sagten. Aber Frenssen ist, wie er mir sagte, kein Vorschauer, seine visionären Erlebnisse bleiben ohne Deutung im Sinne des „Zweiten Gesichts".

Im Laufe der letzten zehn Jahre habe ich nun etwa 100 niederdeutsche und insbesondere niedersächsische Menschen kennen gelernt, die Erlebnisse visionärer oder auditionärer Art hatten, und ihre eidetische Anlage hat sich in sehr zahlreichen Versuchen immer von neuem bestätigt. Im allmählichen Fortschreiten dieser aufschlußreichen Untersuchungen haben sich nicht nur Vorschauer, sondern auch Spuk- und Geisterseher sowie Leute mit okkult-spiritistischen und religiös-visionären Erscheinungen als Eidetiker erwiesen. Die Eidetik ist damit zu einer Art von Generalnenner geworden, auf dem zahlreiche, sehr verschieden gedeutete und viel umstrittene Erlebnisse eine neue, einfache und vollkommen natürliche Erklärung finden. Damit ist eine Revision der Visionen eingeleitet, die manche Räume der menschlichen Seele, der Einzelseele und der Volksseele, dem Lichte erschließt und Klarheit schafft, wo bisher Dunkel und Halbdunkel war. (1)

Das Zweite Gesicht im engeren Sinne der Vorschau, im weiteren Sinne des allgemeinen Geistersehens und in weitestem Sinne des Visionären überhaupt ist damit zu einem ungemein vielseitigen Problem geworden mit Hunderten von Sonderfragen, die teilweise noch der Antwort harren. Viele neue Erkenntnisse ergaben sich durch die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf das Gebiet von Eidetik und Vision. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß eidetisch-visionäre Erscheinungen in den bildhaft vorstellenden Frühformen der Menschheit häufiger und deutlicher waren als in der abstrakter denkenden Gegenwart. Es liegt sogar eine gewisse Tragik darin, daß die Menschheit gerade im ersten Frühling ihres geistigen Werdens durch eidetisches Erleben getäuscht und zu irrigen und verwirrenden Schlußfolgerungen gedrängt wurde, die manche Züge im Weltbild der Menschheit mitgestaltet haben und bis auf den heutigen Tag nachwirken. Insbesondere ist es die Erscheinung des „Wiedergängers", des „lebenden Toten", die eidetisch restlos als subjektives Erlebnis erklärlich ist, aber zu sehr weitgehenden objektiven Deutungen im Sinne des Geisterglaubens geführt hat.



Abbildung 1. Islands Südküste mit dem Gletschermassiv des Vatna Jokull. Aufnahme H. Ißleib.

Wo stehen die alten Germanen innerhalb dieser Entwicklung? Wir können diese Frage deshalb mit verhältnismäßig großer Klarheit beantworten, weil uns die nordischen Sagas ein wundervolles Spiegelbild altgermanischen Lebens erhalten haben. Wir gewinnen dadurch zugleich die Möglichkeit, das „Zweite Gesicht" der isländischen Sagazeit über 1000 Jahre hinweg mit dem Volksglauben und dem entsprechenden visionären Geschehen der Gegenwart zu vergleichen. Es ist erstaunlich, wie getreu sich das Gesamtmotiv und manche Einzelzüge erhalten haben, insbesondere auch das Motiv der Vorschau der Zukunft, das heute noch in Niederdeutschland und in allen nordischen Ländern rings um Nord- und Ostsee beheimatet ist.

Der „Wiedergänger", die Erscheinung des Toten nach dem Tode, muß in der Sagazeit die Gemüter stark bewegt haben. Als Beispiel für viele wählen wir hier den Bericht über „Hrapp den Totschläger" aus der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal" (Thule Bd. 6). Hrapp stammte aus Schottland und war ein gewalttätiger Mann, der „den meisten Leuten nicht nach dem Sinne war". Er stirbt und wird, seinem Willen entsprechend, unter der Tür des Küchenhauses aufrecht stehend begraben, denn er will auch nach seinem Tode den Haushalt überwachen können. „Und wenn es gefährlich war, mit ihm anzubinden, solange er lebte, so wurde es noch viel schlimmer, als er tot war. Denn er ging nun oft um. Man erzählte, daß er die meisten Leute seines Haushalts bei seiner Wiedergängerei getötet habe. Große Beschwerde machte er den meisten, die in der Nähe wohnten. Der Hof von Hrappstadir verödete". Höskuld, ein Gefolgsmann des Königs Hakon, der sowohl in Norwegen wie in Island daheim

und sehr angesehen war, läßt den Leichnam Hrapps ausgraben und „ihn an einen Ort bringen, wo weder Vieh in der Nähe zur Weide ging noch Menschen ihres Weges zogen. Damit hörte Hrapps Umgehen so ziemlich auf." Sein Sohn Sumarlidi übernimmt den Hof, verfällt aber in Wahnsinn und stirbt. Seine Mutter, Hrapps Witwe, weigert sich, das Erbe zu übernehmen, das nun dem Thorstein Surt zufällt. Dessen Schiff fährt bei Ebbe auf eine Klippe auf, und man sieht einen riesigen Seehund mit Menschenaugen das Schiff umkreisen. Es ist Hrapp, der Wiedergänger, in neuer Gestalt. Als die Flut kommt, kentert das Schiff, und Thorstein Surt ertrinkt mit seiner Familie.

Olaf, der Sohn Höskulds und der irischen Königstochter Melkorka, übernimmt schließlich den wüstliegenden Hof Hrapps und ändert den Hofnamen. Aber Hrapp erscheint im Viehstall, der Knecht wagt nicht mehr hineinzugehen, denn „Hrapp steht in der Stalltür und wollte nach mir langen, und ich habe die Ringerei mit ihm satt". Das Gespenst zerbricht Olafs Speer, Olaf will sich auf Hrapp stürzen, aber „Hrapp versank dort, wo er stand". – „Am nächsten Morgen ritt Olaf aus dem Hofe nach der Stelle, wo Hrapp unter einem Steinhaufen beigesetzt war und ließ dort nachgraben. Hrapp war da noch unverwest. Dort fand Olaf auch seine Speerspitze. Darauf ließ er einen Scheiterhaufen errichten. Hrapp wurde verbrannt und seine Asche ins Meer hinausgeschafft. Von da ab kam es nicht mehr vor, daß jemandem durch Wiedergängerei von Hrapp ein Leid geschah".

Man wird sicherlich geneigt sein, das zunächst einmal für eine wohlgelungene Gruselgeschichte zu halten, die mehr Dichtung als Wahrheit enthält. Aber von der eidetischen Forschung aus gesehen ist sie mehr und sogar vielfach interessant. Von vornherein ist vollkommen klar, daß das Gespenst Hrapp keinerlei objektive Wirklichkeit darstellt, die Erscheinungen sind rein subjektiver Art, aber als solche sind sie durchaus möglich. (Für einen eingehenden Nachweis entsprechender eidetischer Vorgänge muß ich hier auf meine unten genannten Veröffentlichungen verweisen.) Der Glaube der Sagamenschen an die Möglichkeit des Wiedergehens tritt deutlich hervor; Hrapp selbst rechnet mit seinem Wiedergehen innerhalb des eigenen Hauses, in dem er sich begraben läßt. Damit ist zugleich, abgesehen von seiner Bösartigkeit, schon der psychologische Auftakt für sein Wiedergehen angesetzt, denn das Gefühlsleben, also Angst, Sorge, Haß und Liebe, bestimmte Erwartung u. a. fördern das Auftreten eidetischer Erlebnisse oft in entscheidender Weise. Ebenso förderlich sind Dämmerung und Dunkelheit, vor allem in Verbindung mit Nebel; ein dunkelgrauer Versuchsschirm, dessen Farbe genau der einer Nebelwand bei fortgeschrittener Dämmerung entspricht, ist optimal für die Erzeugung eidetischer Erscheinungen. Hinzu kommen in Island die Eigenart der harten, schweren und großen Landschaft (Abb. 1) und das rauhe Klima, das in langen Wintermonaten mancherlei Anregung für vermeintlichen Spuk und entsprechende Spukwirkungen bietet. Mehrfach wird in den Sagas berichtet, daß der Spuk im Sommer nachließ, aber im Winter wieder zu unheimlichen Formen gesteigert wurde. So ist es wohl zu erklären, daß Höfe und Täler deswegen verödeten.

Hrapp wird ausgegraben, an einer einsamen Stelle neu begraben und mit einem Steinhaufen zugedeckt. Vorläufig hilft das, aber er verfolgt weiter jeden, der sich auf seinem früheren Hof aufhält. Auch die Änderung des Hofnamens, die seinen Namen beseitigt und ihm klarmachen soll, daß der Hof nicht mehr sein Eigentum ist, fruchtet nicht. Die Erscheinung des Gespenstes im Viehstall hat auch in der Gegenwart noch Parallelen. Ein mir bekannter Bauer

hat z. B. seinen Nachbarn in Verdacht, daß er sein Vieh behext. Der Verdacht wird für ihn dadurch bestätigt, daß er den Nachbarn manchmal in dunklen Ecken des Stalles stehen sieht; ein eidetisch restlos erklärlicher Vorgang, der nur den Verdacht abbildet, aber in Wirklichkeit natürlich nichts beweist. Wenn die eidetische Erscheinung verschwindet – es kommt vor, daß solche Gestalten sich allmählich auflösen – so kann das durchaus wie „ein Versinken auf der Stelle" wirken. Es gibt dafür viele Belege. Sogar zu dem Ringkampf mit dem Gespenst gibt es Parallelen aus dem heutigen Niederdeutschland und aus Schottland. Eidetische Erlebnisse können nämlich nicht nur im Bereiche des Sehens, sondern auch bei allen anderen Sinneswahrnehmungen auftreten und in extremen Fällen unter dem Einfluß sehr starker Affekte zu phantastischen Wirklichkeitstäuschungen führen, die dann in der Erzählung noch weiter ausgestaltet werden. Der Seehund, in dem man Hrapp erkannte, kann natürlich echt gewesen sein. Aber es gibt auch im Bereich der Meeresküste eigenartige eidetische Erlebnisse. Eine Norwegerin z. B., hochgradige Eidetikerin, hatte beim Schwimmen in der Abenddämmerung schon mehrfach Kobolde und andere Spukgestalten zwischen den Schären beobachtet. Ein anderes Mal, als sie wieder an der Küste schwamm, sah sie einen Zahnwal, der u. U. auch dem Menschen gefährlich werden kann. Sie hielt ihn ebenfalls für eine eidetische Erscheinung, aber Leute in einem Boot machten sie durch Rufen aufmerksam; der Zahnwal war Wirklichkeit!

Sehr bezeichnend ist das dreimalige Begräbnis Hrapps. Da das Gespenst – psychologisch sehr wohl erklärlich – am ersten in der Nähe seines Grabes erscheint, so wird das Grab in eine einsame Gegend verlegt und durch einen Steinhaufen beschwert. Als auch das nicht entscheidend hilft, wird schließlich der Leichnam verbrannt und die Asche ins Meer gestreut. Das alles spricht für eine durchaus körperliche Auffassung des Wiedergängers, denn nun erst, nachdem der Körper restlos aufgelöst ist, hört der Tote auf zu spuken, und die von ihm Belästigten haben Ruhe, weil sie subjektiv überzeugt sind, daß ein Wiedergehen nun außerhalb jeder Möglichkeit steht. Das dreimalige Begräbnis Hrapps ist typisch für die Mittel, die zur Verhinderung des Wiedergehens angewandt werden, und an einem Einzelfalle werden uns Beweggründe und Maßnahmen vorgeführt, die auch in der langen vorgeschichtlichen Entwicklung die Formen des Totenglaubens und den Wechsel der Bestattungsform kennzeichnen. – Ein neues Motiv bringt die „Saga vom starken Grettir, dem Geächteten" (Thule Bd. 5). Grettir überwindet in einem gewaltigen Ringkampfe den Wiedergänger Glam, aber der sterbende Glam weissagt ihm die Zukunft: „Du hast bis jetzt Ruhm durch deine Taten errungen, aber von nun an werden dir Verbannung und Mordtaten als Los zufallen, und die allermeisten deiner Taten werden sich dir zu Unglück und Mißgeschick verwandeln. Du wirst vogelfrei erklärt werden, und es ist dir bestimmt, beständig einsam in der Fremde zu wohnen." Der Fluch erfüllt sich.

Zu der eidetischen tritt also hier die prophetische Komponente; die Sterbenden und Toten sagen die Zukunft voraus. Wir haben nicht nur aus den Sagas, sondern auch aus anderen nord- und südgermanischen Quellen mancherlei Belege für eine Beschwörung der Toten, um von ihnen die Zukunft zu erfahren. Vermutlich ist dieser Glaube durch die Beobachtung veranlaßt worden, daß Sterbende oft Visionen haben und entsprechende Äußerungen machen, die den Umstehenden geheimnisvoll erscheinen. Vielleicht schloß man auch aus dem Kommen und Gehen der eidetischen Erscheinung des Verstorbenen, daß er zeitweise anderswo – in

einem „Jenseits" – war und also mehr konnte und mehr wußte als andere, ähnlich wie jemand, der aus fernem Lande kommt und nun der natürliche Mittelpunkt eines Kreises von Fragenden wird. Es ist eidetisch durchaus möglich, daß die Erscheinung, also der „Geist" eines Verstorbenen nicht nur gesehen, sondern auch gehört wird, so daß man Gespräche mit ihm führen und ihn um Rat fragen kann, auch um Rat für die Zukunft. Wir kennen aus dem Leben der Naturvölker ebenso wie aus gegenwärtigen spiritistischen Veranstaltungen viele Ereignisse dieser Art, die objektiv scheinen und doch subjektiver Art sind. Soweit dabei die eidetischen Fähigkeiten des Einzelnen versagen, tritt der Geisterbeschwörer, der Schamane, ein, der Berufseidetiker der Ur- und Naturvölker, der die Geister „zitieren" kann.

In der „Geschichte von Erich dem Roten (Thule Bd. 13) erscheint als Seherin und Wahrsagerin die Grönländerin Thorbjörg, die erst dann das Ende einer Hungersnot und anderes voraussagen kann, nachdem die Geister – in diesem Falle sind es die für die Ernte zuständigen Naturgeister – zitiert worden sind. Ihr Geistersehen gehört also auch zum Bereich des Zweiten Gesichts in der Saga, obschon sie als berufsmäßige Seherin willkürlich und gegen Entgelt Gesichte veranstaltet.

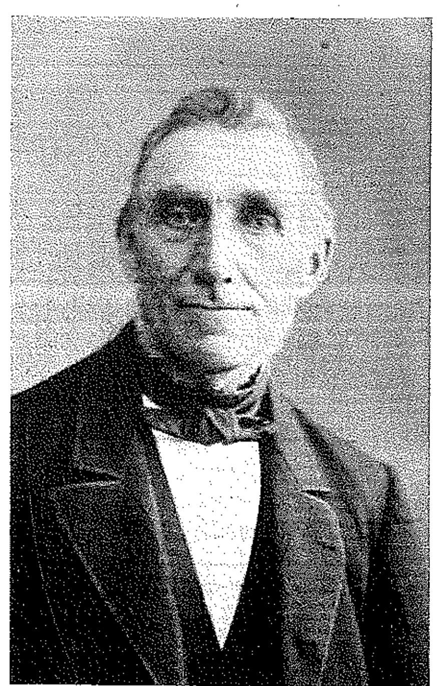
Sie steht damit in deutlichem Gegensatz zu den eigentlichen Vorschauern, denen jede berufsmäßige Ausübung, jedes Training und jedes Geschäftemachen unendlich fernliegen, in der Welt der Sagas ebenso wie in der Gegenwart.

In den Wiedergängerberichten der Sagas wird das Motiv des Todes oft in dramatischer Form sichtbar. Infolgedessen war es psychologisch naheliegend, daß das eindrucksvolle Motiv sich in der eidetisch-seherischen Form weiter auswirkte. Der Tote wurde nicht nur nach dem Tode – als „Wiedergänger" – gesehen, sondern man erhielt auch erste Kunde von einem gleichzeitigen, aber räumlich entfernten Todesfalle durch ein „Ferngesicht", und man sah einen kommenden Tod voraus durch ein „Vorgesicht". Alle diese Formen treten in den Sagas hervor.

In der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal" (Thule 6) erhält Gudrun, Thorkels Frau, die erste Nachricht vom Untergange ihres Mannes durch ein „Ferngesicht", nämlich durch die Wiedergänger-Erscheinung der Ertrunkenen. „Sie sah, wie das Meerwasser aus ihren Kleidern tropfte". Die gleiche Erscheinung ist noch heute lebendig in dem „Gonger"-Glauben an der Nordseeküste, nach dem ein auf See Ertrinkender seinen Angehörigen in triefender Kleidung erscheinen kann.

Eine eigentliche Vorschau des Todes erscheint in der „Geschichte von Erich dem Roten" (Thule 13). Sigrid, die Frau von Thorstein Bauer, selbst an einer Seuche erkrankt, sieht eine Schar von Toten, die vor der Haustüre stehen: „All das tote Volk steht da vor der Tür", sagt sie zu Gudrid. „Dort in ihrer Schar erkenne ich auch deinen Gatten (Thorstein Erichsohn) und mich selbst". Sie sieht also ihren eigenen wie auch den Tod eines anderen voraus, in einer Form, die mit den Erlebnissen des Zweiten Gesichts in der Gegenwart manches Gemeinsame hat. Auch heute noch beobachten Vorschauer einen visionären Leichenzug, erkennen die einzelnen Mitgänger und stellen daran fest, wer zur Zeit der zukünftigen Verwirklichung des Vorgesichts gestorben oder noch am Leben sein wird. Sigrids Vorschau ist psychologisch aus der herrschenden Seuche durchaus erklärlich, die Erfüllung des Gesichts war von vornherein sehr wahrscheinlich.

Eine besonders plastische Anschauung von der Rolle des Zweiten Gesichts im alltäglichen



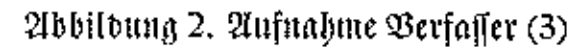


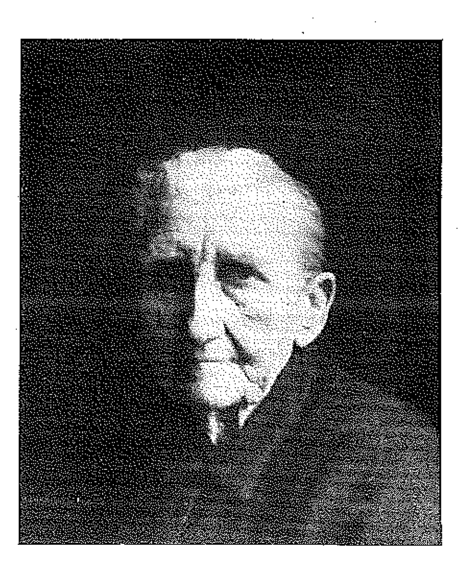
Abbildung 2. Aufnahme Verfasser (3)

seelischen und praktischen Leben der altgermanischen Menschen gewinnen wir aus der Njala, der „Geschichte vom weisen Njal" (Thule Bd. 4).

Njal ist ein isländischer Bauer, Privatmann ohne offizielles Amt, ein überlegen lebenskundiger, kluger, einsichtiger Mensch, rechtskundiger Berater und treuer, hilfsbereiter Freund, eine ungemein sympathische Persönlichkeit innerhalb des wehrhaften Bauerntums seines Landes und seiner Zeit. Sein Schicksal ist tragisch, auch er selbst wird in die Kette von Kämpfen und Totschlägen eingereiht, die er vergebens zu einem Ende zu bringen sucht. Im Brande seines Hauses geht er mit unter. Njal sagt vielfach nur aus einfacher lebenskundiger Einsicht die Zukunft voraus, und seine schlimmen Ahnungen bewähren sich in der Folge. „Du wirst nicht lange warten müssen", sagt er u. a. zu seinem Sohne Skarphedin, „bis es – die Reihe des Totschlags – an dich kommt". Aber an anderen Stellen wird seine visionäre Gabe offenbar: „Njal – konnte nicht schlafen und ging bald hinaus, bald hinein. Thorhild fragte Njal, warum er nicht schlafen könne. „Ich habe so viel Erscheinungen", sagte er: „ich sehe die Folgegeister von vielen Feinden Gunnars" (seines Freundes). Die Folgegeister, eine Art Schutzgeister des nordischen Menschen, die in einigen Fällen fast zum Doppelgänger der von ihnen geleiteten Person werden, sind also als eidetische Erscheinungen sichtbar gewesen.

Schließlich nähert sich die Kette der Blutrache dem vernichtenden Ende: Njal sagte: „Wunderlich siehts mir aus; mir ist als sähe ich über die ganze Stube hin und als seien die Giebelwände beide weg und alles sei blutig, der Tisch und das Essen." Auch seine Gattin Bergthora sagt das nahe Ende seherisch voraus. Ebenso aber auch Skarphedin, unabhängig von irgendeiner Vision, rein auf Grund sachkundiger Überlegung: „– die hier werden uns sogleich mit

Abbildung 3



Feuer angreifen, wenn sie's auf andere Art nicht können; denn sie werden alles daran setzen, daß sie mit uns fertig werden; sie werden sich sagen, was ja auch nicht unwahrscheinlich ist, daß es ihr Tod ist, wenn wir entkommen."

Offenbar haben die Sagaleute jede Art der Zukunftssicht, visionär oder nichtvisionär, hochgeschätzt. „Eine besondere Rolle", sagt Kummer („Midgards Untergang"), „spielt in der Sagawelt die Gabe, in die Zukunft zu sehen – „forspar", zukunftskundig zu sein. – Wache Sinne zum Begreifen der Welt gehörten zum heidnischen Ideal. Die Besten, die dem Leben am tiefsten, dem Göttlichen am engsten Verbundenen hatten den sechsten Sinn, mit dem sie einen Blick hinter die äußerlich wahrnehmbare Welt, in das Hinterland des Lebens, in seine Geheimnisse zu tun vermochten. Das Ideal der Weisheit spielt im nordischen Heidentum eine beherrschende Rolle, eine Weisheit, die eben meist in einem Wissen von Zukünftigem, einem Erkennen verborgener Dinge besteht. – Nur von hier aus wird die hohe Achtung verständlich, die in der Sagawelt jenen Menschen zuteil wird, die die Gabe haben, die Zukunft zu entschleiern und dadurch die unfehlbar sicheren Entscheidungen zu treffen. Sie sind nicht gefürchtet oder verhaßt wie zumeist die Zauberer, sondern hochverehrt."

Zu meiner eigenen Überraschung habe ich auch heute noch gerade in hochgradigen Fällen Vorschauer gefunden, die sehr kluge, besinnliche und lebenstüchtige Menschen sind, durchaus über dem Durchschnitt stehen und teilweise auch eine allgemein anerkannte führende Rolle spielen. Die eidetisch-visionäre Gabe ist bei ihnen ein Ausdrucksmittel überlegener geistiger Begabung, und sie sind, jeder zu seinem Teil, wohl mit der Idealgestalt des weisen Njal vergleichbar.

Auch andere Personen sehen in der Njala zukünftige Ereignisse voraus, z.B. der Freigelassenensohn Thord, der seinen eigenen Tod vorschaut in der Gestalt seines Folgegeistes, ferner Hildiglum, der den „Geisterritt" sieht, als Ankündigung des kommenden Brandes, dann die alte Säunn, die im voraus weiß, daß ein trockener Grashaufen beim Brande eine Rolle spielen wird. Tod, Brand und Kampf sind also auch in der Saga bereits führende Vorschaumotive, ebenso wie heute.

Alle Vorschauvisionen aber, die in der Njala auftreten, sind von vornherein in mehr oder weniger hohem Grade wahrscheinlich, denn eine zwangsläufige Kette von Kampf und Totschlag läuft parallel mit einer Reihe von Vorverkündungen, die den Schatten des Unheils vorauswerfen und dadurch den tragischen Ereignissen Tiefenperspektive geben. Auch der Brand des Hauses ist ein in den Sagas häufiges, unter dem Stichwort „Brenna" typisches Motiv, das auch in der Edda und im Nibelungenlied den Ausgang der tragischen Ereignisse in Asche erstickt. Es war die ultima ratio zur Vernichtung des Feindes, seines Geschlechtes und seiner Habe, gehörte infolgedessen als letztes Glied in die Kette der Blutrache und konnte daher auch in der Vision mit großer Wahrscheinlichkeit vorgesehen werden.

Die Blutrache mit ihrer unerbittlichen Zwangsläufigkeit bildet eine Art von irdischem Niederschlag des Schicksalsglaubens, der in den Sagas über Menschen und Göttern lastet. Vielfach kehren Äußerungen wieder, nach denen das vorbestimmte Unheil nicht abgewandt werden kann. Als Njal dem Thord nach dem Vorgesicht seines Todes rät, auf der Hut zu sein, antwortet dieser „Das wird mir nichts helfen, wenn mir dieses vorbestimmt ist". Ebenso wird heute noch in vielen Vorschauberichten die Unerbittlichkeit des vorgeschauten Schicksals bis in alle Einzelheiten hinein immer wieder hervorgehoben, ein Glaube, der die Nachprüfung an der Wirklichkeit allerdings nicht besteht. Es gibt viele als Vorschau aufgefaßte Visionen, die keine zutreffende Erfüllung finden. Logisch und psychologisch aber ist der Schicksalsglaube eine gewisse Voraussetzung der Vorschau. Denn wie sollte etwas vorgesehen werden können, wenn es nicht irgendwie schicksalhaft vorbestimmt wäre. Niemals hat aber der Schicksalsglaube die Tatkraft des Germanen erdrückt, er brauchte wohl diese Last auf seinen starken Schultern, um an ihr seine Kraft zu spüren.

Die Sagas geben uns einen neuen und nachhaltigen Eindruck von der eigenartigen Prägung, die das Zweite Gesicht besonders in der Form der Vorschau im alten Germanien erhalten hat, als Ausdruck nordisch-seelischer Eigenart. Sie zeigen sein häufiges Auftreten und seine Verflochtenheit mit dem Tun und Denken des nordgermanischen Volkes. Die visionären Erscheinungen sind ein selbstverständlicher Einschlag, sie sind keine vom Leben abgetrennte sensationell-mystische Sondererscheinung, wie sie etwa heute dem modernen Stadtmenschen erscheinen, der den Volksglauben nicht kennt. Vision, Traum, Ahnung, aber auch die einfache normale Einsicht eines klugen, lebenserfahrenen Menschen werden in ungefähr gleicher Wertung beachtet und bewähren sich auch in gleicher Weise. Denn auch die Vision führt laufende Entwicklungen vorausgreifend weiter und bleibt so innerhalb natürlicher Möglichkeiten. Deshalb sind die Visionen in den Sagas auch frei von jedem pathologischen Verdacht und, soweit sie im laufenden privaten Leben auftreten, auch ohne religiös-kultischen Einschlag, genau so wie heute bei den typischen niederdeutschen Sehern.

Aus dem Kreise der mir bekannten niederdeutschen Vorschauer kann ich drei Personen auch im Bilde vorführen, die mit entsprechenden Gestalten der Njal-Saga manche Ähnlichkeit haben. Abb. 2 zeigt einen Bauern aus dem niedersächsisch-westfälischen Grenzgebiet, der als ein ruhiger, kluger, überlegener Mensch in hohem Ansehen stand, als Berater in allen Lebenslagen hochgeschätzt und Mitglied des Kreistages war. Er ist also sowohl in seinem Sehertum wie in seiner persönlichen Art und seiner Lebensstellung durchaus der sympathischen Gestalt des weisen Njal vergleichbar. Er war körperlich und geistig gesund, nie krank, und ist mit 95 Jahren einem tragischen Unglücksfall zum Opfer gefallen. Bild 3 zeigt eine Bauernfrau, die

Abbildung 4



Todesfälle voraussah wie Bergthora, Njals Frau; Bild 4 einen niedersächsischen Landarbeiter, der sein Leben lang auf Bauernhöfen tätig war, ähnlich wie der Freigelassenensohn Thord auf dem Hofe Njals. Ebenso wie dieser sah er auch seinen eigenen Tod voraus, aber er irrte sich. Er ist, vor 4 Jahren, nicht an einem Schlaganfall in dem Wiesengelände östlich seines Hauses gestorben, wie er es vorgesehen hatte, sondern an Magenkrebs nach sechswöchentlichem Krankenlager in seinem Hause.

Die Forschungslinie des Zweiten Gesichts führt wohl tiefer als manche andere in die seelischen Hintergründe des alten Germanentums. Sie gibt einen Blick frei in die Quell- und Wurzelgründe der altgermanischen Persönlichkeit, deren Bild unvollkommen und oberflächlich wäre, wenn man die seelische Tiefe übersehen wollte, aus der letzten Endes das Denken und Handeln seelisch starler Menschen quillt. Der geistig-seelische Gehalt der bevorzugten Seherpersönlichkeiten kann sehr reich sein. Sie sind keine Augenblicks- und Oberflächenmenschen; sie haben geistige Reichweite und Tiefenperspektive. Sie verfügen – diese Gedankengänge sind wesentlich durch Prof. Friedrich Neumann in Göttingen angeregt worden – über eine feinfühlige Ahnung und Witterung, die aus tieferen Gefühlsgründen quillt. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Es gibt an der Front Soldaten, die die Dinge nehmen wie sie kommen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Andere dagegen, die aus mancherlei Kennzeichen, aus dem Wetter, dem Verhalten des Feindes, der eigenen und feindlichen Artillerie, der Flieger usw. fühlen, daß etwas „in der Luft liegt", und daraus auf einen bevorstehenden Angriff schließen. Zu diesem Witterungsvermögen tritt bei den geistig hochstehenden germanischen Sehern innerhalb des Rahmens ihres Lebens und ihrer Zeit ein genetisch, episch, geschichtlich angelegtes Vorstellungs- und Denkvermögen, das in Entwicklungen lebt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet und deshalb auch aus dieser Quelle tiefere Sicht und größere

Reichweite gewinnt. Es handelt sich dabei gar nicht um verschwommene Mystik, noch weniger um Zauber und Magie. Sondern um ein feines Einfühlen in ansetzende oder laufende Entwicklungsgänge und ihr klares Zu-Ende-Denken, das auch ohne Vision möglich ist, aber bei entsprechender eidetischer Anlage in sichtbaren Bildern zutage tritt. Entscheidend ist dabei nicht die Vision, sondern der geistig-seelische Gehalt des Menschen, der die Vision hat. Denn auch die Vision ist dann nur eine Abbildung einer plastischen Szene aus einer mehr oder weniger bewußt zu Ende gedachten Entwicklungslinie. Es liegt deshalb auch kein Gegensatz darin, daß Menschen mit feiner Einfühlung und episch-geschichtlicher Vorstellungsgabe zugleich einen sehr klaren Verstand und eine besonders sichere Urteilskraft haben können. (Die heutigen Nordfriesen z. B. gelten als klare Rechner und Realisten, aber das Zweite Gesicht ist bei ihnen noch lebendig und tief im Volksglauben verankert.) Es handelt sich in diesem gelassenen Zusammenspiel aller geistig-seelischen Kräfte vielmehr um eine große seelische Spannweite, die alle Farben des Spektrums umfaßt, auch die nicht sichtbaren jenseits von Rot und Violett. Wenn dann diese allseitige Anlage in der Erfahrung eines langen Lebens geschult ist, so entsteht gerade daraus das Gesamtbild der Weisheit, die in der Welt der Sagas so hoch geschätzt und häufig gerühmt wird, mit oder ohne visionären Einschlag.

Der Vergleich zwischen dem Zweiten Gesicht in der nordischen Saga und in der Gegenwart gestaltet sich für den Forscher zu einem besonders eigenartigen Erlebnis. Über mehrere tausend Meilen Raum hinweg erscheinen hier wie dort die gleichen Grundlinien und viele gemeinsame Einzelzüge. Über tausend Jahre Zeit hinweg haben sie sich mit erstaunlicher Treue erhalten. Das Zweite Gesicht ist ein Erbe der Vorzeit, das unterzugehen droht und deshalb um so mehr der weiteren Erforschung würdig ist, solange man es noch erforschen kann.

(1) „Das Zweite Gesicht in Niederdeutschland; Wesen und Wahrheitsgehalt", Leipzig, Barth, 1937. „Das Zweite Gesicht in Schottland und Niederdeutschland", Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 16, 1938, Heft 1. „Eidetik und Zweites Gesicht; Das Werden eines Weltbildes", Oldenburg, Stalling, 1942.

Kennst du die Blassen im Heideland,
Mit blonden flächsernen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Welch ein Gewimmel! – er muß es sehn,
Ein Gemurmel? er muß es hören;
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinauf ...

Annette von Droste-Hülshoff

John Freese / Zwei Weihnachtsbriefe der Liselotte von der Pfalz

Mitteilungen in drei Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der bekannten „Liselotte von der Pfalz" sind einstweilen noch immer die ältesten Nachrichten über den Lichterbaum in seiner heutigen, allgemein üblichen Form – vgl. „Germanien" 12/1941 S. 441 ff. –.

Abb. 1. Elisabeth Charlotte von der Pfalz,
Herzogin von Orleans, im Alter von 23 Jahren.
„Wenn man schön ist, währt es doch nicht,
ein schön Gesicht ändert bald ..."

22. August 1698.

Aus „Die Briefe der Liselotte von der Pfalz", Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Sie sind datiert vom 6. Januar 1701 (der Brief liegt im Staatsarchiv Hannover unter Hann. Des. 91 Kfstn. Sophie, 1, XI) vom 11. Dezember 1708 (Reichsarchiv Wien, Abteilung Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Lothringisches Hausarchiv, Schachtel 23, I C 14) und vom 8. Januar 1711 (Staatsarchiv Hannover, Hann. 91 Kfstn. Sophie, 1, Bd. XXI Bl. 15–24). Es sind Kindheitserinnerungen der Herzogin an die Zeit ihres Aufenthaltes am Hofe zu Hannover während der Jahre 1659 bis 1663. Die Erinnerungen ergeben, daß dem Kinde Liselotte in diesen Jahren in Hannover zum Weihnachtsfeste ein Lichterbaum geschmückt wurde. Sie lassen uns aber auch darauf schließen, daß die Verwendung von Kerzen am Weihnachtsbaum auch schon vor dieser Zeit im väterlichen Schloß zu Heidelberg Brauch gewesen ist. Von Zeit zu Zeit tauchen allerdings Mitteilungen auf, die dem Lichterbaum ein noch höheres Alter bezeugen sollen. So schreibt z. B. Dr. Kurt Kuhlmann in seinem lesenswerten „Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934" in Anmerkung 15) u. a.:

„In einem Artikel „Vom Weihnachtsbaum", Ztg. „Deutschland" 1933 Dez. 15., Nr. 347 lesen wir: ‚Die Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg bescherte schon im Jahre 1611 bei einer veranstalteten Weihnachtsfeierlichkeit 67 Kindern. Ringsherum im Saale standen grüne Tannen, auf denen viele Hunderte von Weihnachtslichtern brannten. Dies ist die älteste bisher bekanntgewordene Erwähnung der Sitte, zu Weihnachten Tannenbäume mit Wachskerzen zu schmücken und diese anzuzünden'".

Die Mitteilung an sich ist richtig; wir haben die genannte Ausgabe der Allgem. Thür. Landeszeitung „Deutschland", Weimar, eingesehen. Wie die Schriftleitung mitteilte, läßt sich der Verfasser aber leider nicht mehr feststellen. Kuhlmann fragt in seinem Büchlein selbst auch schon: „Woher stammt die Schilderung? Welches ist ihr urkundlicher Beleg?" Auf eine Anfrage beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, erhielt ich die Mitteilung, daß sich im Archiv nichts habe ermitteln lassen. Das gleiche Ergebnis hatte eine Anfrage beim Brandenburg-Preußischen Hausarchiv, Berlin-Charlottenburg. Die in dem obigen Zeitungsartikel genannte Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg könnte die Markgräfin gleichen Namens sein, die, als Tochter des Kurfürsten Johann Georg geboren, 1610 den Herzog Johann Christian von Brieg heiratete. Daher bat ich auch das Staatsarchiv Breslau um eine entsprechende Aktenforschung. Sie war ebenfalls ergebnislos. Man sieht, daß man Zei-



Abbildung 1.

tungsnachrichten doch nicht immer unbesehen hinnehmen darf – vgl. auch „Germanien" 12/1941 S. 443 ff. –. Es ist hiernach jedenfalls sehr zweifelhaft, ob die hier behandelte Mitteilung auf zuverlässiger Grundlage beruht. Vielmehr liegt der Gedanke nahe, daß sie den 1830 durch den Syndikus Koch in Brieg herausgegebenen, 1838 von Hermann Wutke als unecht erwiesenen Denkwürdigkeiten über die Herzogin entstammt – vgl. Allgem. Deutsche Biographie Bd. 5 S. 358 f. –

Um so wertvoller sind uns die bestimmten Zeugnisse der Liselotte, und es verlohnt sich schon, sie einmal als Faksimile zu veröffentlichen, wie ich meine, erstmalig – Brief von 1711 vgl. „Germanien" 12/1941 S. 443 Abb. 2 –. Das ist m. E. um so mehr angebracht, als die drei Briefe der Liselotte im einschlägigen Schrifttum immer wieder angezogen werden, wobei im Wortlaut hier und da schon Fehler unterlaufen sind, die aber vermieden werden müssen.

*

Abbildung 2 und 3.

Abb. 2. Aus dem Briefe vom 6. Januar 1701, Originaltext:

(Z. 1) Marly den 6. Januari 1701. (2) Dießes mahl lest mich Gott lob die post nicht In der unge- (3) wißheit ob Ich Ein gnädig schreiben von E. L. Entpfangen (4) werde oder nicht, den Ich werde jetz Eben mitt E. L. gnädiges (5) brieffgen vom 27. xbr. Erfrewet, mich deücht den letzten (6) Christag singt man vom himmel hoch da komme Ich her, Ich bring (7) Euch gutte, Neüe mehr, der Neüen mehr bring Ich so viel (8) davon Ich singen undt sagen will, undt wo mir recht ist so (9) Endiget Es mitt (so singen wir Ein Neües Jahr) mich (10) wundert, daß man die gewohnheit vom H.christ (11) zu hannover abgeschafft hatt, den daß war (12) doch all artig Insonderheit die gedeckte taffeln (13) mitt bucksbaum undt kleine wachslichterges undt (14) allerhand farben Zucker bestrewet, daß die welt Ewig (15) solte wehren hilfft unß wenig die so balldt davon Müßen (16) gestern starb Einer so Es kurtz gemacht hatt, In- (17) dem Er nur 32 Jahr alt wahr; Nehmblich mons (18) de Barbehieux ist Nur 5 tag krank geweßen (19) legte sich Freitag abendts undt starb gestern (20) auff Einen stutz alß mans sich ahm wenigsten Versehen.

Abb. 3. Letzte Seite des Briefes von 1701, die uns wegen der Unterschrift interessiert:

(Z.1) davor drincken und man will nicht daß Ich die Lenden (2) In der Zeit Erhitzen solle, Muß also den König (3) ohne mich jagen laßen, man meint, daß (4) diß Kleine übel von von dem starcken Husten (5) kompt so ich zu Paris gehabt habe, Ich glaube das (6) daß schlime wetter E. L. arm Mattigkeitten (7) gibt, hirmit ist E. L. gnädiges schreiben (8) durchauß beantwortet, undt wir haben gar (9) nichts Neües hir Muß also schließen doch (10) nicht ohne E. L. zu versichern, daß Ich bin (11) undt bleibe E. L. demütige gehorsame trewe (12) undt gantz Ergebene baß undt dinnerin

Elisabeth Charlotte.

Abbildung 4 (links nebenstehend).

Abbildung 5-8 (rechts nebenstehend).

Abb. 4. Aus dem Briefe vom 11. Dezember 1708. Die Briefschreiberin berichtet hier auch sehr genau von einem Christkindelspiel am Hofe zu Hannover, im Briefe von 1711 wird das Spiel ebenfalls erwähnt. Originaltext:

(Z. 1/2) a Versaille ce mardy 11 de Decembre 1708 a 7 heure et un quart (12/13) . . . . o vraiment je say bien ce que c'est que St nicolas

Deutsch: (Z. 1/2) Versailles, Dienstag, 11. Dezember 1708, 7¼ Uhr. (12/13), wahrhaftig, ich weiß gut, was es mit St. Nikolaus

Abb. 5 S. 2 des Briefes von 1708:

(Z. 1) par toutte l'allemagne, et on ma souvent (2) fait ma lecon par la, mais je ne say (3) si vous aves un auttre jeu qu'on fait (4) encore en allemagne qu'on apelle Le (5) christ Kindel comme qui diroit l'enfant (6) christ, ou on dresse des table comme (7) des auttels et qu'on garnit pour (8) chaque enfant de toutte sorte de choses (9) habits neuff argenterie argent soye (10) des poupee sucrerie et toutte sortes (11) de choses on mit sur ces tables (12) des arbre de buis et a chaque branche

Deutsch: (Z. 1) in ganz Deutschland auf sich hat, und man hat mir oft (2) meine Lektion darüber erteilt, aber ich weiß nicht, (3) ob Ihr ein andres Spiel habt, das man (4) noch in Deutschland treibt und das man das (5) Christ Kindel nennt, was soviel heißt wie (6) das Christkind, wo man Tische wie (7) Altäre herrichtet, die man für (8) jedes Kind mit allerlei Dingen ausstattet: (9) neuen Kleidern, Silberzeug, Geld, Seide, (10) Puppen, Zuckerwerk, und allen möglichen (11) Sachen. Auf diese Tische stellt man (12) Buchsbäume und an jedem Zweig

Abb. 6 S. 3 des Briefes von 1708:

(Z. 1) on attache une petitte bougie cela fait (2) le plus jolis effect du monde, j' aimerois (3) ale voir encore a l'heure que je vous (4) parle, je me souvient qu'a hannover (5) la dernier fois qu'on me fit venier Le christ (6) -Kindel on fait venir des Escolier (7) qui jouent proprement une Comedie (8) premierement vient L'estoille puis (9) la Diable et des anges ensuitte le (10) christ avec St piere et dauttres apostre (11) Le Diable accusse les Enfants et lit (12) une grande Liste de Leurs fauttes

Deutsch: (Z. 1) befestigt man eine kleine Kerze; das sieht (2) allerliebst aus, ich möchte (3) es noch in dieser Stunde, in der ich mit Ihnen (4) spreche, gern sehen. Ich erinnere mich, daß, als (5) man zu Hannover das letzte Mal mir das (6) Christ-Kindel kommen ließ, man Schüler (7) kommen läßt, die eigens ein Stück aufführen. (8) Zuerst kommt der Stern, dann (9) der Teufel und Engel, darauf (10) Christus mit St. Petrus und andren Aposteln. (11) Der Teufel beschwert sich über die Kinder und liest (12) eine große Liste ihrer Fehler vor.

Abb. 7 S. 4 des Briefes von 1708:

(Z. 1) Le christ sur cela dit qu'il estoit venus (2) pour leurs faire des pressent mais (3) puis qu'il sont si mechant qu'il ne (4) veust plus demeurer avec Eux lange (5) et St pierre prient pour eux et promettent (6) qu'il feront mieux la desus le christ (7) Leurs pardonne et St piere et lange (8) menent ou sont les tables adjusteé (9) quand il y en a 5 ou 6 il n'y a rien (10) de si jolie car tout est renoues avec (11) des nompareille, de toutte sorte de

Deutsch: (Z. 1) Christus sagt darauf, daß er gekommen sei, (2) um ihnen Geschenke zu machen, aber, (3) da sie so ungezogen seien, wolle er (4) nicht länger bei ihnen bleiben. Der Engel (5) und St. Petrus bitten für sie und versprechen, (6) daß sie sich besser machen werden. Darauf (7) verzeiht Christus ihnen, und St. Petrus und der Engel (8) führen sie dorthin, wo die Tische hergerichtet sind. (9) Wenn deren fünf oder sechs da sind, gibt es nichts (10) Hübscheres; denn alles ist mit (11) schmalen Bändchen in allerlei

Abb. 8 S. 5 des Briefes von 1708

(Z. 1) de Coulleurs et d'argent, et lors que St. piere (2) me prenoit la main qui estoit un jeune (3) Escolier avec une fausse barbe je m'aper (4) ceux qu'il avoit la galle et cela me (5) fit deviner la fourberie, dais qu'en (6) cognoit ce que c'est on na plus rien (7) il est certain que je m'en divertirois (8) encore

Deutsch: (Z. 1) Farben und Silberglanz verbunden, und als St. Petrus (2) mich an der Hand faßte, der ein junger (3) Schüler mit einem falschen Bart war, merkte ich, (4) daß er die Krätze hatte, und das (5) ließ mich die Schelmerei ahnen. Seitdem man (6) weiß, was es ist, hat man nichts mehr davon. (7) Aber es ist sicher, daß ich mich noch daran (8) freuen würde .....

Elisabeth Charlotte

(Lichtb.-Archiv Brandschutzmuseum Kiel)

*

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterland's heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiederseh'n
Oder frei zu den glücklichen Vätern geh'n!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Theodor Körner

Hans Schleif / SS-Ausgrabung Urstätt im Warthegau

Vorbericht 1942

Nach der Befreiung des deutschen Ostens von den Folgen des Diktats von Versailles übernahm der Reichsführer SS die Ausgrabung in Urstätt, die bis dahin seit 1934 unter dem polnischen Namen Biskupin in den weitesten Kreisen bekannt geworden war. Der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand, in dem sich die Überreste dieser mehr als zweieinhalb Jahrtausende alten vorgeschichtlichen Siedlung befanden, hatte die polnischen Ausgräber zu einem besonders repräsentativ angelegten Unternehmen bewogen, mit dem sie zugleich in schwächlicher und von niemandem außer ihnen selbst ernst genommenen Begründung den Nachweis erbringen wollten, daß die Träger der „Lausitzer Kultur", welche jene Siedlung erbaut hatten, die direkten Vorfahren der heutigen Polen gewesen seien. So groß der Aufwand jedoch gewesen war, hat er nicht ausgereicht, die Ausgrabung in dem gleichen technisch einwandfreien Stil, in dem sie in den ersten Jahren begonnen worden war, in den beiden letzten Jahren vor dem Kriege fortzusetzen. Um so dringender war zur Rettung des wissenschaftlichen Gewinnes dieser Grabung eine Fortsetzung notwendig, um einige wesentliche Gesichtspunkte der Siedlungsforschung an diesem vollständig und eindeutig erhaltenen Beispiel zu klären. Diese Arbeit wurde im Frühjahr 1940 unter der Schirmherrschaft des Reichsführers SS aufgenommen, unterstützt von den örtlichen Behörden, insbesondere dem Gauhauptmann SS-Brigadeführer Robert Schulz und seinem inzwischen gegründeten Landesamt für Vor- und Frühgeschichte in Posen. Auch die rege Anteilnahme der lokalen Behörden, die später diese geschichtliche Stätte in ihre Pflege zu nehmen gedenken, rechtfertigte die sofortige Durchführung der Arbeit auch während des Krieges und inmitten der zahlreichen dringenden Aufbauarbeiten des neuen Reichsgaues. Die örtliche Leitung der Ausgrabung übernahm SS-Untersturmführer J. Löhausen; die tatkräftige Hilfsbereitschaft des deutschen Landwirts Erich Rust, der auf dem der Grabung benachbarten väterlichen Gut die 20 schweren polnischen Jahre durchgehalten hat, war der Durchführung der Arbeit besonders förderlich. Die Grabung ist noch nicht beendet, jedoch sei hier bereits ein im wesentlichen abgeschlossenes Teilergebnis bekannt gemacht.

Bis 1939 waren bereits mehr als zwei Drittel des Gesamtumfanges dieser Insel freigelegt worden, jedoch war es noch nicht gelungen, den Eingang in den Mauerring zu finden. Die Siedlung liegt heute auf einer Halbinsel, die sich zungenförmig mit nordsüdlicher Längsachse in den Urstätter See hinaus erstreckt. Durch Suchgräben 1938 und 1939 war jedoch bereits festgestellt worden, daß zur Zeit ihrer ersten Besiedlung diese Halbinsel von dem Südufer des Sees durch eine schmale See-Enge getrennt gewesen sein muß, denn der Mauerring läuft mit den starken Wellen- bzw. Eisbrechern außen davor auch im Süden geschlossen um die Siedlung herum, die damit den Grundriß eines ziemlich regelmäßigen Ovals bildet. Direkt innerhalb der Mauer zieht sich eine „Ringstraße" um die etwa 90 Häuser der vielleicht 1500 bis 2000 Bewohner. In städtischer Weise sind die Häuser in etwa 10 ostwestlich gerichteten „Zeilen" Giebel an Giebel aneinandergereiht; die Reihen sind durch parallele Quergassen voneinander getrennt, so daß weder für Höfe noch Gärten ein Raum bleibt. Zwischen den festgestellten Stadtmauerresten im Süden und dem festen Lande war auch bereits 1938/39 ein



Abbildung 1.

mit Palisaden gegen die Einflüsse des Sees geschützter Knüppeldamm außerhalb des Mauerringes gefunden worden. Seine Bedeutung war aber offenbar nicht erkannt worden, weil man sonst wohl die zahlreichen Suchschnitte vermieden hätte, in denen man im Südabschnitt der Stadtmauer, dem Festland direkt gegenüber, das Tor vergeblich suchte, wobei man jedoch nur den nicht unwichtigen spätslavischen Abschnittswall, der tausend Jahre später hier die inzwischen zur Halbinsel versumpfte Insel vom festen Lande trennte, bis zur Unkenntlichkeit zerschnitt. Es war vielmehr ein Leichtes – wie es nunmehr seit 1940 geschehen ist –, jenen Knüppeldamm außen längs der Stadtmauer soweit in den See hinaus zu verfolgen, bis er durch ein Tor in den Mauerring und in die Stadt einbog. Diese Stelle wurde bereits im Sommer 1942 endgültig festgelegt.

Der Zufahrtsweg durchdringt Stadtmauer und Ringstraße in Höhe der achten ostwestlichen Quergasse, die den Torweg im Innern der Stadt in fast gleicher Flucht fortsetzt. Das Tor selbst besteht aus einem stattlichen Pfostenbau von etwa 3 m lichter Durchgangsweite und ungefähr 9 m Länge. Da die Stadtmauer nur 4 m stark ist, ragt somit dieser Torkasten nach beiden Seiten über die Stadtmauerfluchten hinaus und zwar nach innen etwa 1 m, nach außen jedoch mit fast 4 m auffällig weit (vgl. die Tore FN und FL in Troja II!). Dieser äußere Vorsprung entspricht ungefähr der Breite des Gürtels, den die in mehreren Reihen übereinanderlagernden Wellen- bzw. Eisbrecher um den Fuß der Stadtmauer ziehen. Während die Stadtmauer, wie bereits bekannt war, aus 3 Reihen großer Holzkästen besteht, die von blockbauartig kreuz und quer aufgeschichteten Rundhölzern gebildet und mit Erde gefüllt wurden,

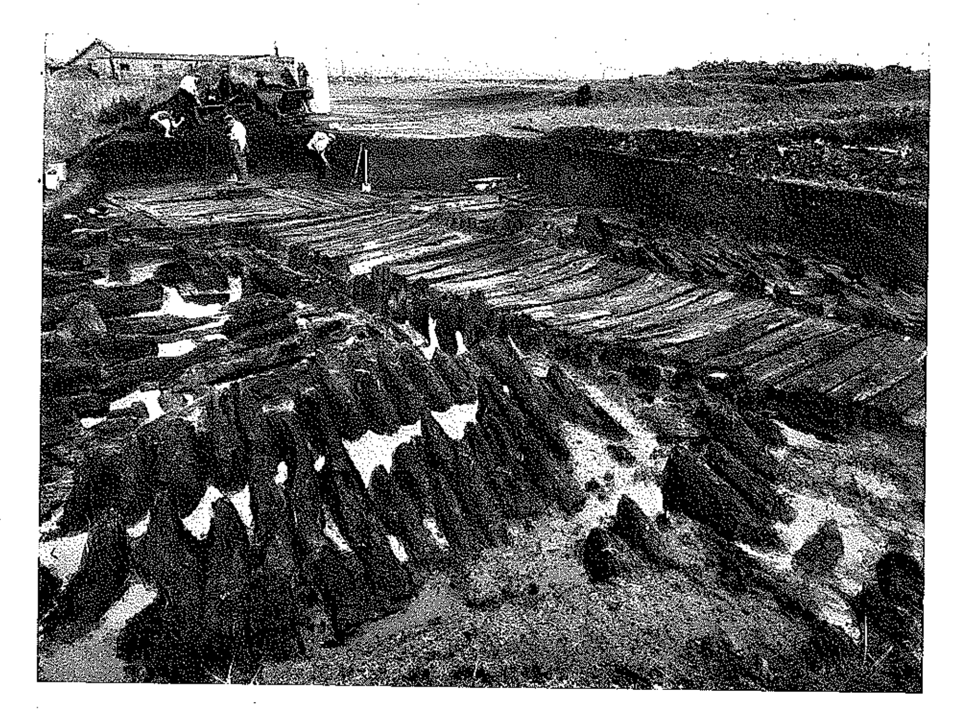


Abbildung 2.

ist der Torbau unabhängig davon in einer Art Palisadenkonstruktion aufgeführt, die sich in eine absichtlich dafür offengelassene Mauerlücke einschiebt. Die beiden langen Seitenwände dieses Torbaues bestehen aus Pfostenreihen, deren gut erhaltene Stümpfe auf den Lichtbildern Abb. 1 und 2 gut zu erkennen sind. Zwischen ihnen liegt in den äußeren zwei Dritteln des Torweges eine wohlgefügte Lage von Eichenbohlen, über denen ursprünglich eine Lage Sand und Lehm den eigentlichen Fußboden bildete. Im Gegensatz dazu war das innere Drittel des Torweges mit unbearbeiteten Rundhölzern geringerer Holzsorten belegt, über denen sich ebenfalls die eigentliche Fußbodenaufschüttung bei der Grabung noch vorfand. Daß dieser Unterschied beabsichtigt war, d. h. daß die Pflasterung im äußeren, größeren Teil des Torweges mit Vorbedacht stärker und solider, mithin wetterbeständiger aufgeführt worden ist, als im inneren Teil, geht auch aus der sorgfältigen Unterstützung der Eichenbohlen mit je einem Schwellholz längs den beiden Innenwänden des Tores hervor. Diese Schwellhölzer fehlen unter den schlechteren Hölzern des inneren Drittels, die lediglich in eine ausgleichende Sand- und Erdschicht gelegt sind.

Verschiedene Anzeichen beweisen, daß das Tor zur Zeit seiner Benutzung, d. h. während der ganzen Dauer der Besiedlung der Stadt, mehrfach kleinere und größere Veränderungen erfahren hat. Bei der Eroberung der Stadt und der Errichtung ihrer Mauer bestanden zunächst die beiden Längswände des Torkastens aus je 2 Reihen dicht beieinander stehender Pfosten, wie in dem schematischen Grundriß unserer Abb. 3 gezeichnet ist. Bis zum Untergang der Siedlung blieb jedoch nur die nördliche Wand in diesem Zustand, während die am Torweg

stehende Pfostenreihe der südlichen Wand offenbar durch ein Feuer einmal so beschädigt worden ist, daß sämtliche Pfosten unbrauchbar wurden. Bei der dadurch notwendigen Erneuerung des Torweges wurde diese ganze Pfostenreihe teils abgebrochen, teils herausgerissen und nicht wieder ersetzt. Die jetzt neu verlegte Bohlenlage liegt daher mit ihrem südlichen Rande über den teilweise verbrannten Stümpfen dieser Pfostenreihe. Durch diese Veränderung wurde der durchschnittlich 2,90 m breite Torweg um etwa 25 cm verbreitert und blieb so bis zum Ende der Siedlung.

Der eigentliche Torverschluß muß an der Stelle gelegen haben, wo die gute Lage der Eichenbohlen aufhört und die schlechteren Rundhölzer beginnen, d. h. im hinteren Drittel des Torweges. Da der Torbau unsymmetrisch zur Längsachse der Mauer nach außen vorragt, liegt diese Stelle fast genau in der Mitte der Mauerdicke, also an einer Stelle, wo das Gefüge des Torrahmens besonders gut und gleichmäßig mit dem Massiv der Mauerköpfe zu beiden Seiten des Tores verbunden werden konnte. Die sicher vorhandene Schwelle des eigentlichen Tores muß höher gelegen haben, als die jetzt noch erhaltenen Balkenlagen, da sie mit ihrer Oberkante in Höhe der estrichartigen Aufschüttung kommen muß, um die Schwenkung der Torflügel beim Öffnen und Schließen zu ermöglichen. Eine Unregelmäßigkeit in den an dieser Stelle genau beobachteten Schichten läßt vermuten, daß die Schwelle bei der Zerstörung des Tores teilweise gewaltsam herausgerissen wurde. Da sie zudem oberhalb des jetzigen und früheren Grundwasserspiegels gelegen hat, müssen ihre am Ort verbliebenen Reste, wie alle anderen Hölzer oberhalb dieser Zone im Laufe der Jahrtausende vollkommen verwittert sein. Durch einen glücklichen Zufall ist jedoch von diesem Tor mehr erhalten, als bisher jemals von einem vorgeschichtlichen Stadt- bzw. Burgtor gefunden wurde. Denn in einem nahe benachbarten Hause, das bereits 1938 ausgegraben, doch noch nicht veröffentlicht wurde, wurden als Ausbesserung seiner Fußbodenholzkonstruktion zwei leidlich gut erhaltene, mächtige Torflügel gefunden, die offenbar nur von diesem Stadttor herstammen können. Der Zustand der Torangeln, die an diesen beiden Flügeln noch gut erhalten waren, verlangt die Ergänzung einer höheren Schwelle mit eingelassenen Pfannen für die senkrechten Angelzapfen. Weiterhin ist an den Torflügeln zu erkennen, daß sie schon zu dem letzten Zustand des Torweges gehören

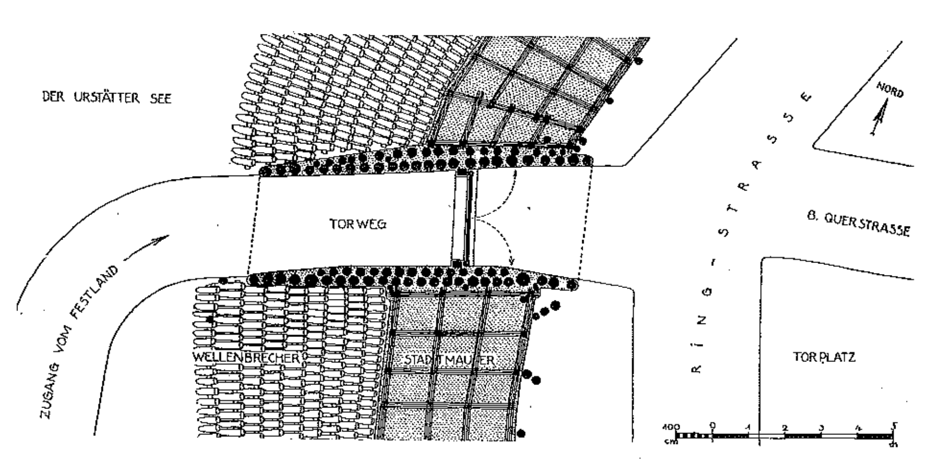


Abbildung 3.

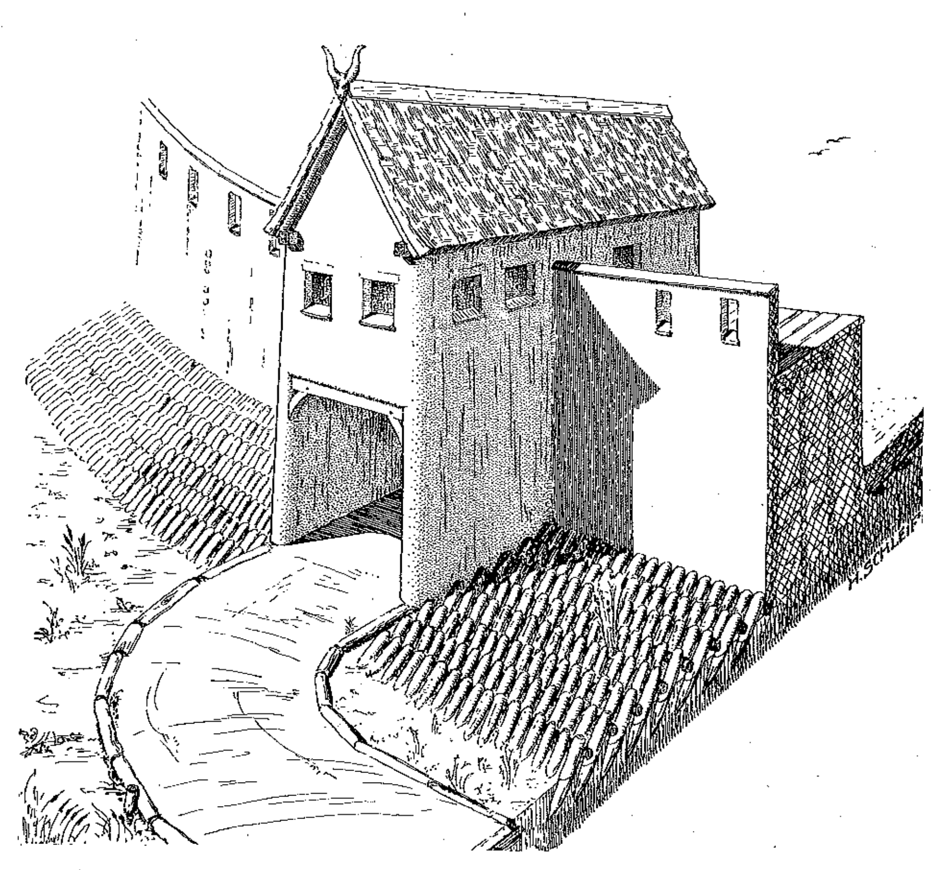


Abbildung 4.

müssen, denn beide zusammen ergeben die bereits vermerkte lichte Breite des Torweges von etwas über 3,00 m. Schließlich ist an ihnen auch die lichte Höhe mit etwa 2,50 m zu messen, woraus sich nicht nur für den Torweg, sondern auch für die Mauerkonstruktion wichtige und sichere Anhaltspunkte für die Ergänzung der Höhe entnehmen lassen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Wehrgang auf der Stadtmauerkrone über dem Torweg in gleichbleibender Höhe unverändert durchlief. Damit ist seine Mindesthöhe abhängig von der Höhenlage des Torsturzes. Unter Anrechnung 1. der innerhalb des Torweges langsam ansteigenden Aufschüttung über den Hölzern des Bodenbelages, 2. der Schwellenhöhe, 3. der Sturzhöhe und 4. der unter dem Wehrgang notwendigen Deckenstärke des Torweges muß der Wehrgang etwa 4 m über dem Mauerfuß gelegen haben, wodurch der Mauerquerschnitt etwa quadratisch würde: eine für die vorgeschichtlichen Holzerdemauern sehr naheliegende Proportion. Die mächtigen Pfostenreihen des Torbaues, die fast 2 m tief in den Boden gerammt waren, haben sicher die Mauerhöhe beträchtlich überragt und werden über dem Torweg einen gleich großen und mit Rücksicht auf seine dauernde Benutzung überdachten Raum umschlossen haben, der an dieser Stelle für Bewachung und Bedienung des Tores sowie für die Verteidigung des Zuganges in kriegerischen Zeiten besonders erwünscht war. Eine

räumliche Vorstellung von dem Vorbau, die zumindest in den Maßverhältnissen dem ehemaligen Zustand nahekommen wird, soll das Schaubild Abb. 4 vermitteln.

Ebenso wie über die einzelnen Bauzustände unterrichtete uns die Grabung auch über das Ende des Torbaues: über der Aufschüttung im Torweg lag als schwarze Holzkohlenschicht von verschiedener Stärke der Brandschutt insbesondere der nördlichen Palisadenwand. Die große Hitze des Brandes war überall so tief durch die Aufschüttung durchgeschlagen, daß die obersten Schichten sowohl der Eichenbohlen als auch der Rundhölzer zentimeterdick verkohlt waren. Der Wall zu beiden Seiten des Tores ist ebenfalls bis in die untersten Lagen des Blockbaues verkohlt. Sogar die Wellenbrecher außen vor dem Tor und die Hölzer und Bohlen der Straßen innerhalb der Mauer waren in gleicher Weise verkohlt und verbrannt. Es besteht also kein Zweifel, daß die ganze Anlage einer großen Feuersbrunst zum Opfer gefallen ist. An diesem Befund ist natürlich nicht zu erkennen, ob dieser Brand als Folge eines Kampfes das Ende der Siedlung bedeutete. Jedoch liegt diese Erklärung näher als die Annahme, daß etwa ein zufälliges Naturereignis die Katastrophe herbeigeführt hat. Denn einmal fällt das Ende der Siedlung zeitlich ungefähr zusammen mit dem Ansturm der von Norden kommenden Germanen. Zweitens befand sich, wie die Schutthalde über dem zerstörten Wall erweist, die Stadtmauer zur Zeit dieses Brandes noch in voller Höhe in gebrauchsfähigem Zustand und schließlich sei hier schon einer ausführlichen Bearbeitung vorgreifend festgestellt, daß die polnische These, die Siedlung sei wegen zunehmender Versumpfung freiwillig und vorzeitig verlassen worden, sicher falsch ist; zu keiner Zeit nach dem Ausbau der Halbinsel zu einer befestigten Siedlung hat der Wasserstand des Sees die Oberfläche der Insel erreicht bzw. überflutet. Die bei der Grabung beobachteten mehrfachen Ausbesserungen sowohl einzelner größerer Mauerpartien als auch der Häuser und Knüppeldämme unter den Straßenaufschüttungen sind nichts anderes, als die im Laufe des etwa zwei Jahrhunderte langen Bestandes der Siedlung an verschiedenen Stellen notwendig gewordenen Erneuerungen, wobei allerdings auch schon die Beseitigung von größeren Brandschäden zu beobachten ist. Auch die Aufschüttungen über den Straßen, die z. T. mehrere Schichten übereinander erkennen lassen, sind nicht stärker als sie sonst in jahrhundertelang ununterbrochen benutzten Siedlungen notwendig werden und sind keinesfalls durch Überschwemmungen entstanden. Über den Holzlagen, die sowohl bei den Straßen wie in den Häusern lediglich eine gleichmäßige Unterlage auf dem schlechten, feuchten Baugrund bildeten, und daher niemals sichtbar waren oder gar direkt als Fußboden benutzt werden sollten, liegen durchschnittlich insgesamt etwa 70 cm sandiger und humoser Schutt, bis zu der Bodenhöhe, in der die spärlichen Reste der spätslavischen Besiedlung des Platzes gefunden wurden. Von diesen 70 cm sind 40 bis 50 cm während der Lebenszeit der „Lausitzer Siedlung" angewachsen. Die restlichen 20 bis 30 cm sind keineswegs zu viel, um nicht als natürliche Aufhöhung durch Humusbildung erklärt zu werden, die im Laufe eines Jahrtausends den Boden der feuchten Halbinsel gleichmäßig gehoben hat. Fraglos ist auch der Grundwasserspiegel in den letzten zweieinhalb Jahrtausenden gestiegen, jedoch ist das Tempo dieser Bewegung unbekannt. Nur so viel kann gesagt werden, daß damals so wenig wie heute dieser Grundwasserspiegel der Besiedlung andere Schwierigkeiten außer der Notwendigkeit einer gründlichen Fundamentierung bereitet hat. Ein Grund, diesen von der Natur so ausgezeichnet geschützten Platz freiwillig aufzugeben, bestand also nicht, erst die stürmische Ausbreitung der Germanen nach Süden hat der kleinen „Lausitzer" Stadt ein gewaltsames Ende bereitet.

Brauchtum im Zeitgeschehen

John Freese, Ein „Lichterbaum" bei Dr. Sven Hedin in der Wüste von Tibet 1906. Weihnachten 1941 erschien in einer großen Berliner Tageszeitung ein interessanter Aufsatz von dem bekannten schwedischen Asienforscher Dr. Sven Hedin, überschrieben „Zweimal Weihnachten in der Wüste". Der Verfasser schildert einen Weihnachtsabend mit einem ganz eigenartigen Weihnachtsbaum auf der Wanderung durch Tibet im Jahre 1906. Dort heißt es u. a.: „Wir waren auf unserer langen Winterwanderung durch Tibet. Heftige Winde fegten über die Landschaft. Beim Reiten mußten wir uns tief über unsere Pferde beugen, damit die Tiere das Gleichgewicht nicht verloren. Man war wie ein Segel und meinte, ein Boot auf hoher See zu steuern. Des Nachts bliesen die Winde unsere Zelte fast um. Als ich am 24. Dezember erwachte, saß vor meinem Zelt ein alter Bettler und sang. In der Hand hielt er einen mit bunten Lappen behängten Stab, und an jenen Lappen wieder waren Messingplättchen, Korallen, Muscheln und andere Schmuckstücke befestigt, die er durch zirkelnde Bewegung zum Klappern brachte und mit Gesang begleitete. Der Alte war in seinem Leben weite Wege gewandert, von Zelt zu Zelt, aber als ich ihn bat, mir zum Tageslager zu folgen und uns Weihnachten einzusingen, sagte er, er wäre zu müde.

Unser Weg führte uns dann höher hinauf. Die Aussicht von da oben war großartig. Beim Abstieg stolperte mein altes Pferd und blieb liegen. Es ließ den Kopf hängen und fraß, aber als ich den treuen Begleiter seinem Schicksal überließ und weiterritt, hob er seinen Kopf, seufzte tief und sah mir nach. Das zerstörte meine Weihnachtsstimmung. Ich konnte den traurigen Blick nicht vergessen, er verfolgte mich, wenn an den dunklen Abenden die Winterstürme da draußen in dem öden Tibet rasten.

Der Tag ging zur Neige. Ich sehe alles deutlich vor mir, wie ich es damals in „Transhimalaja" beschrieben habe. Dumbok-tso war die wichtigste Entdeckung des Tages. Vor dem Zelt brannten die Weihnachtsfeuer und warfen ihren gelben Schein über die Landschaft, und dann wurden die Tagesaufzeichnungen niedergeschrieben und die Etikette auf die Gesteinsproben geklebt. „Das Mittagessen ist fertig, Sahib", sagte Tsering, als er ein neues Scheit brachte, und dann wurden der Schißlick und die saure Milch hereinge-

SVEN HEDIN
Norr Mälarstrand 66
Stockholm

Sven Hedin

Stockholm
d. 14 Februar
1942

Abbildung 1.



Abbildung 2.

Aufn. (2) Lichtbild-Archiv Brandschutzmuseum Kiel.

tragen und vor meinem Bett auf den Boden gestellt. Dann war ich mit tausend Erinnerungen an schwedische Weihnachtsfeste allein, und in meinen Ohren klangen die Worte: „Jetzt ist es Weihnacht in der Hütte" und „Gefroren ist der klare See und wartet auf die Frühlingswinde" aus den Weihnachtsgedichten des finnland-schwedischen Dichters Topelius.

Die christliche Gemeinde bestand aus Robert und mir, und wir entschlossen uns, das Weihnachtsfest auf eine Art zu feiern, an der auch die Heiden ihre Freude haben sollten. Seit geraumer Zeit hatten wir alle Lichtstümpfe gesammelt und besaßen nun 41 Stück von verschiedenen Längen. Mitten in meinem Zelt stellten wir eine Kiste auf, an deren Kante wir die Lichter so anordneten, daß die größten in der Mitte standen und die Lichter nach außen hin immer kleiner wurden. Das war unser Weihnachtsbaum! Als alle Lichter angezündet waren, öffneten wir den Zelteingang, und ein Gemurmel der Verwunderung wurde unter den Ladakis laut, die sich inzwischen draußen versammelt hatten. Sie sangen eine Weise in weichen Lauten. Das Lied wurde unterbrochen von einem donnernden „Chavasch" und „Chabbaleh", in das alle einstimmten und das wie ein Geheul von Schakalen erklang. Die Flöten begleiteten den Gesang, und ein Kochtopf diente als Trommel. Lamaistische Hymnen bei einem christlichen Weihnachtsfest unter dem Sternenhimmel des nördlichen Kreuzes! . . . . .

Im Innern des Zeltes brannten die Kerzen, und draußen leuchtete die silberne Sichel des Halbmondes – ein phantastischer Anblick. Tibetaner in einem nahegelegenen Zelt glaubten wohl, daß wir alle plötzlich verrückt geworden seien – oder vielleicht glaubten sie, daß wir Verschwörungstänze aufführten und Opferfeuer anzündeten, um unsere Götter zu besänftigen. Und was die wilden Esel dachten, die am Seeufer grasten, lassen wir lieber dahingestellt.

Nachdem die Lichter niedergebrannt waren, leuchteten die Sterne des Orion immer klarer. Ich verteilte kleine Geschenke an jeden meiner Begleiter, und das war das Ende des Weihnachtsfestes. Dann gingen die Männer zu ihren Feuern zurück; nur einige blieben noch, um einen der Gesänge zu erklären, der Taschi-Lunpo hieß. Es war schwerer als ich gedacht hatte, diesen Gesang zu übersetzen. Endlich verstanden wir doch den Sinn – die Verherrlichung des Taschi-Lunpo-Klosters, das das Ziel unserer Hoffnungen war.

So schloß unser Weihnachtsabend in der Wildnis, und während die Feuersglut in Asche zerfiel, las ich die alte Weihnachtsgeschichte, löschte mein Licht und träumte von Weihnachten oben im Norden und von Taschi-Lunpo unten im Süden hinter den Bergen – jenem Ziele, dem wir unter Abenteuern, Opfern und Kälte eines ganzen Winters zustrebten und das uns so fern schien, so unerreichbar."

*

Die von dem Verfasser so innig geschilderte Feier in der Wüste ließ bei mir den Wunsch entstehen, von dem mit so herrlicher Phantasie ausgeklügelten „Baum" eine Darstellung für unser Brandschutz-Museum in Kiel zu erhalten. In einem Briefe vom 10. Januar 1942 bat ich Dr. Sven Hedin, uns, wenn dies noch aus der Erinnerung möglich sei, eine Skizze seines damaligen „Wüsten-Lichterbaumes" zu fertigen. Der große Forscher entsprach freundlicherweise diesem Wunsche, denn mit Brief vom 15. Februar 1942 aus Stockholm (Abb. 1) ging uns eine hübsche Zeichnung zu (Abb. 2). Deutlich erkennt man auf diesem Bilde den brennenden „Baum", die 41 Kerzen in der Anordnung, wie es in dem Aufsatze geschildert ist. Dazu die handelnden Personen: im Vordergrunde die „christliche Gemeinde", nämlich links der Forscher, rechts der schwedische Teilnehmer an dieser Forschungsreise, „Robert", in dem ich Robert Nobel, einen Bruder des Stifters des schwedischen Nobelpreises vermute, – eine Annahme, zu der ich durch eine Äußerung Dr. Sven Hedins in einem vor einigen Monaten im deutschen Rundfunk gehaltenen Vortrag komme –, und im Hintergrunde die größere Gemeinde, die Ladakis.

John Freese, Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl. War während der ersten Zeit dieses Krieges das Laienschaffen in unserer Wehrmacht ursprünglich in den Lazaretten eine Aufgabe der Betreuung der Verwundeten, denen dadurch über erste Hemmungen nach Heilung von Verwundungen, über Langeweile und seelische Bedrückung hinweggeholfen, überhaupt die Zeit bis zur endgültigen Wiederherstellung überbrückt und erleichtert werden sollte, so ist aus dem ersten Laienschaffen heute allgemein ein eifriges Soldatenwerken geworden.

Insbesondere war es die Wehrmacht in Norwegen, die im Jahre 1940 ein anregendes und fröhliches Laienschaffen unter dem Leitsatz „Soldaten werken" begann. Unsere Soldaten durch die harte und ungewohnte lange Polarnacht zu führen, ihnen die Gefahren körperlicher Erschlaffung und etwa aufkommenden Stumpfsinns fern zu halten, war zunächst Sinn und Ziel dieses Werkens, das, anfangs im Auftrage des OKW, vom Deutschen Volksbildungswerk, Abteilung Laienschaffen,

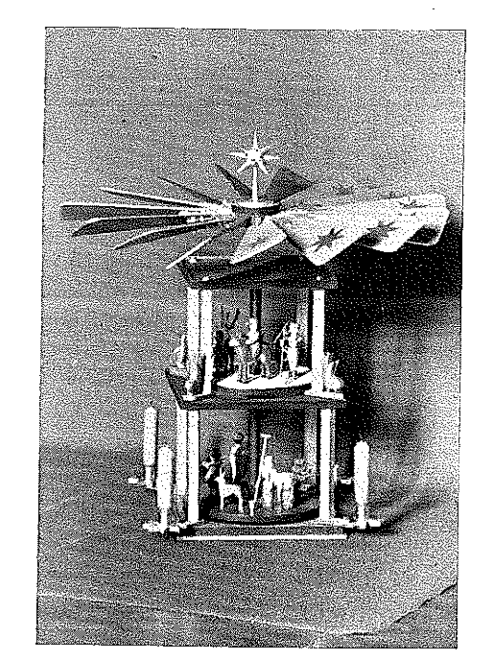


Abbildung 1.

durchgeführt wurde. Aus bodenständigen Werkstoffen wurden in entspannender Tätigkeit Schmuckgegenstände zur Belebung der Unterkünfte, kleine Gebrauchsgegenstände und Spiele, wurden Brauchtumsgut und Ehrengaben geschaffen, wurde schließlich aber auch für die Frauen und die Kinder und andere Angehörige daheim und nicht zuletzt auch zugunsten der Winterhilfe gewerkt. Besonders die Arbeiten für die Angehörigen verbinden die Werkenden in dieser Zeit innig mit der fernen Heimat. Aus den zahlreichen Werklehrgängen für die Förderung des Laienschaffens und aus dem Schaffen selbst offenbarte sich bald, daß lang verschüttete Triebe und starke sittliche und volkskünstlerische Schaffenskräfte im Volk lebendig sind. Schöne alte Volkskunst wurde neu belebt, neuem, arteigenem Kulturschaffen mit zukünftig hoffnungsvoller Weisung der Weg bereitet. Mit seelischer Anteilnahme und leidenschaftlicher Hingabe steht jetzt die deutsche Wehrmacht vom General bis zum letzten Soldaten begeistert zu diesem neuen Kulturaufbau mitten im gewaltigsten Kriege aller Zeiten. Es war daher für die Soldaten im nördlichen Norwegen, im Lande der ewigen Nacht, in der Finnmark, eine folgerichtige und sinnige Handlung, daß sie im Jahre 1940 ihrem von ihnen besonders verehrten General Dietl zum Weihnachtsfest dieses Jahres eine Erinnerungsgabe aus ihrem Soldatenwerken schufen. Und was lag näher, als ihrem General eine Gabe aus dem weihnachtlichen Volksbrauchtum seiner alpenländischen Heimat zu überreichen? So fertigten viele fleißige und geschickte Hände in einem Lehrgang, der von Prof. Walter, Kiel, an der Polarküste abgehalten wurde, eine Weihnachtspyramide (Abb. 1).

*

Das reizende Geschenk an den General versinnbildlicht auf der unteren grünen Drehscheibe die schaffende Heimat. Da ist die deutsche Bauernfamilie bei der Ernte, der Schmied im Kittel des Arbeiters, der das Schwert scharf schmiedet und zwischen ihnen heimische Tiere. Auf der oberen weißen Scheibe, von Renntier und Lappen umgeben, hoch zu Roß, der General, der Sieger von Narvik, begleitet von einem Gebirgsjäger auf den Brettern.

Der Weihnachtsmonat wirkte auch fern der Heimat – und dort vielleicht erst recht – bei allen Werkenden besonders fördernd auf die Schaffenslust an dieser Arbeit. Jeder Mitarbeiter lieferte durch ein Teilstück seinen Beitrag. So entstand aus quadratischen Brettern und aus Säulen, die durch einfache Kerbschnitte verziert waren, das Gerüst. Fisch- und Vogelformen am Fuße jeder Säule waren Stütze und sinnvolle Zierde zugleich. Sechzehn Windflügel, in der Nabe zu einem großen Windrad vereinigt, bildeten über der

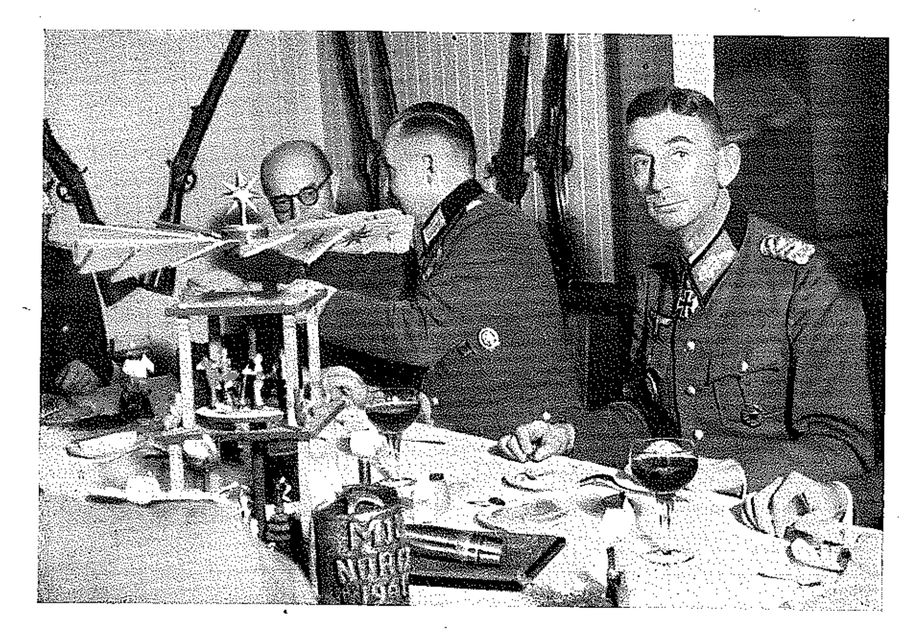


Abbildung 2.

Arbeit den Himmel, von dem der General selbst sagte, daß sinnbildlich unter ihm die kämpfende Front und die schaffende Heimat vereint wären. Über dem Himmel thront die Sonne. Sie ist eine Holzkugel, in die in gleichen Abständen mit dem Bleistiftspitzer aus einem Rundstab geschnittene Spitzen eingezapft sind, so daß eine morgensternähnliche Strahlenfigur entstand. Den bewährten Schnitzern kam die Aufgabe zu, aus Rundstäben mit Messer und Sandpapier die menschlichen Figuren für die Pyramide zu „drechseln" oder aus Brettern entsprechender Stärke Tiere herauszusägen und durch Schnitzen und Abschmirgeln plastisch zu formen. Die Figürchen fanden ihren Platz gut verteilt auf den Scheiben, die mit der Achse in das Klausengerüst eingesetzt wurden. Die Achse dreht sich auf der Spitze einer Stopfnadel in dem Bohrloch eines Bleches, unter dem im Bodenbrett ein Glasstückchen liegt. Oben sind Windrad und Achse durch eine dicke Stricknadel verbunden, die in einem auf dem oberen Brett eingelassenen Geldstück ein zweckentsprechendes Lager hat.

Am späten Abend des letzten Arbeitstages vor Weihnachten stand die fertige Pyramide vor den Werkenden. Unbeschreibliche Freude löste es aus, als sich durch die aufsteigende Wärme der brennenden Kerzen die Scheiben mit den Figuren erstmalig langsam in kreisende Bewegung setzten.

Während der Weihnachtsfeier einer Einheit des Gebirgsjägerkorps am ersten Feiertage, zu der auch der Kommandeur erschienen war, wurde die Pyramide von Professor Walter dem General Dietl überreicht (Abb. 2). Die Überraschung und Freude des Generals war groß. In seinem Dank für diese prächtige Gemeinschaftsarbeit brachte der General zum Ausdruck, daß die Klause auf dem Weihnachtstisch ihn ganz besonders erfreut habe. Sie sei, von seinen Soldaten gefertigt, ein Stück aus dem Kampf im Norden und gehöre zu der Geschichte des Soldatenwinters in der Finnmark.

Die Fundgrube

Hermann Harder: Der Eber.

Der Verfasser will einem wertvollen althochdeutschen Sprachdenkmal, dessen Bedeutung umstritten ist, aus dem germanischen Mythos einen Sinn geben, der es in einen großen Zusammenhang stellt. Es ist ein Versuch, den verlorengegangenen Mythos aus den einzelnen Bruchstücken auf wissenschaftlicher Grundlage dichterisch zu ergänzen.

Notker der Deutsche, Leiter der Klosterschule zu St. Gallen, überlieferte um das Jahr 1000 in seiner „Redekunst" Bruchstücke eines alten deutschen Gedichtes, darin ein ungeheurer Eber besungen wird:

Der heber gât in lîtun tregit sper in sîtun,
sîn bald ellin ne lâzet in vellin.
Imo sint fuoze fuodermâze,
imo sint burste ebenhô forste
unde zene sine zwelifelnîge.

„Der Eber geht an der Leite [Abhang eines Berges] / trägt den Speer in der Seite.
Seiner Kraft Gewalt / gibt dem Wunden Halt.
Es sind seine Füße / groß wie Fudermaße.
Es sind seine Borsten / hoch wie Forsten
Und seine Zähne / zwölf Ellen, wie ich wähne." –

Viele gelehrte Männer haben zu raten gesucht, von welchem Eber das Lied berichte, und manche haben an den goldborstigen Eber des Gottes Fro gedacht, der den freundlichen Gott schimmernd durch die Lüfte trägt; doch in Wahrheit kann nur jener riesenhafte Eber gemeint sein, von dem Wodans Krieger, die erschlagenen Helden, die er in Walhall um sich schart, zu essen pflegen. So aber dürfen wir uns die Sage deuten, die einstmals unter den Menschen umging:

Wodan ist der wildeste aller Jäger. In mondlosen Nächten zieht er mit dem Gefolge seiner toten Krieger in stürmischer Jagd über die dunkle Heide und durch den stöhnenden Wald, auf geisterfahlem Schimmel reitet er voran. Im Winde flattert sein kurzer Mantel; um seinen dunklen Schlapphut, den er tief in die bleiche Stirn gedrückt hat, wütet Sturm. Seine beiden Wölfe „Geri" und „Freki", das heißt „Tollkühnheit" und „Kampfgier", jagen wie schwarze Hunde mit heiserem Bellen glühäugig vor dem entfesselten Zuge einher. Den Schuldbeladenen mag Verzweiflung packen, wenn zu mitternächtiger Stunde Wodans wütendes Heer in einsamer Landschaft ihm entgegenbraust, aber Kinder, beherzte Männer und Frauen wissen, daß der Gott ihnen befreundet ist und die Geisterjagd über sie dahinwogen läßt, ohne ihnen ein Leid zu tun. Wenn der Sturm heult und morsche Äste zu Boden schmettert, dann breitet sich Fruchtbarkeit über Flur und Wald, die den Menschen zu Nutze wird. Unholde aber, die den Kindern des Göttervaters schaden wollen, werden getötet. Mit verdrehtem Genick oder abgerissenem Kopf findet man sie am Morgen auf der Spur des wütenden Heeres.

Einmal gab es einen riesigen Eber, mit Borsten, hoch wie junge Bäume. Riesen hatten ihn gezogen, den Leuten zum Harme. Er verwüstete die Ackerflur der Menschen, zertrat ihre Dörfer und spießte Männer und Weiber mit seinen gewaltigen Hauern. Da riefen sie Wodan, den Herrn der Götter, um Hilfe an, und zu nächtlicher Stunde brauste die wilde Jagd über die geschändeten Fluren. So mutig auch der Keiler war: als das spukhafte Heer des Totengebieters mit Sturmgeheul und Wolfesbellen einherbrauste, da wendete er sich zur Flucht, und die rasende Meute keuchte hinter ihm drein. Über Berge und Täler, Wälder

und Ströme ging die wilde Jagd. Felsbäche und Lawinen donnerten talwärts, Eichen knickten wie Reiser, und Ströme traten verheerend über ihre Ufer. Häuser stürzten zusammen, und Dächer wehten durch die tosenden Lüfte.

Endlich, kurz vor Morgengrauen, war die Kraft des Gejagten erschöpft. Er hielt inne auf seiner letzten Flucht und reckte an einem Berghang seine verderbenbringenden, scharfspitzigen Hauer den Wölfen „Tollkühnheit" und „Kampfgier" entgegen, die ihm an die Kehle zu springen versuchten. Der Grimmige hätte ihnen tödlich die Bäuche zerschlitzt, doch da traf ihn Wodans Speer Gungnir in der ungedeckten Weiche und bohrte sich tief hinein. Blut brach hervor wie ein Bach. Dennoch hielt seine trotzige Kraft ihn aufrecht, mochten auch die starken Beine zittern. So wütend hieb er mit seinen Hauern nach links und rechts, daß die furchtbaren Wodanswölfe vor dem Weidwunden zurückwichen.

Da sprang Walvater selbst von seinem schaumtropfenden Roß, ging mit entblößtem Schwert auf den Berserker los und stieß ihm das Schwert in den zornigen Schlund, daß der Keiler zusammenbrach wie ein Berg. So ungeheuer blies der Gott sein Jagdhorn zum Zeichen des Sieges, daß die Menschen glaubten, das Gjallarhorn verkünde den Anbruch der Götterdämmerung; aber noch war die Stunde des Endkampfes fern.

Als die wilde Jagd dahingebraust war mit dem scharfzähnigen Keiler an der Spitze, da kam dem erfindungsreichen Erreger des Krieges der Gedanke, das Heer in der Schlachtordnung des Eberkeils aufzustellen. Seinen Vertrautesten unter den Heerführern der Menschen enthüllte er das Geheimnis, und so lange gab es ihnen den Sieg, bis die Kunde davon sich unter den Wodanssöhnen ausbreitete und auch der Gegner sein Heer zum Eberkopf baute.

Wodan hatte den Eber getötet, der den Schützlingen Allvaters so viel Leid zugefügt. Doch er bewunderte den trotzigen Kampfgeist des riesigen Keilers. Daher wählte er das gewaltige Wildbret zum nie endenden Schmaus für seine Gefolgsleute in Walhall, auf daß mit dem Fleisch und Blute des Ebers auch die Kühnheit des Keilers in sie übergehe und sie stark mache für den Kampf zwischen Göttern und Riesen am Ende der Menschenwelt.

*

Hieb und Stich

„Klassische" germanische Altertumskunde

Zu der Erwiderung, die H. Kuhn auf die Beurteilung des Buches „Germanische Altertumskunde" durch O. Übel geschrieben hat („Germanien" 1942, Seite 79–80), sandte uns O. Übel eine längere Entgegnung, in der er sich gegen den Vorwurf der fahrlässigen Kritik und der Sinnentstellung verwahrt. Wir stellen dies fest, sind aber aus mehreren begreiflichen Gründen nicht in der Lage, die Auseinandersetzung, die mit Angriff und Verteidigung, bzw. Gegenangriff grundsätzlich abgeschlossen ist, erneut aufzurollen. Wir schließen daher die Auseinandersetzung, aus der sich unsere Leser im ganzen ein Bild von den verschiedenen Anschauungsweisen machen konnten, hiermit ab und überlassen es den Lesern, sich aus dem Für und Wider selbst ein abschließendes Urteil zu bilden.

Schriftleitung.

Die Bücherwaage

Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Arbeiten vom Oberrhein Band I. Straßburg 1942, Hünenburg-Verlag, gebunden RM. 9.60.

Maurer fielen mancherlei unmittelbare Beziehungen des Alemannischen besonders des Schweizerischen zu nordischen Sprachen auf, und gleichzeitig wurde ihm die These von Bruno Schier von den volkskundlichen Zusammenhängen zwischen Alpengermanen und Ostgermanen bekannt. Das führte zu der Fragestellung, ob die erwähnten mundartlichen Beziehungen durch Vermittlung des ostgermanischen verstanden werden können oder aber durch unmittelbare Zusammenhänge, die in die gemeingermanische Zeit zurückreichen. Es wurde notwendig, die Gesamtfrage der germanischen Gruppen- und Verwandtschaftsbeziehungen zu überprüfen. Im Laufe dieser Untersuchungen löste sich für Maurer der Begriff des „Westgermanischen" auf und er kam in gründlicher Auseinandersetzung mit den bisherigen Theorien und unter Heranziehung der Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung zu einer neuen Einteilung der germanischen Stämme. Während der erste Hauptteil seines Buches den stammeskundlichen Fragen gewidmet ist, bringt der zweite Hauptteil die Darstellung vor allem der sprachlichen und archäologischen Tatsachen. Dieser Teil liefert das Fundament. Im dritten Hauptteil sind dann einige Folgerungen aus den Ergebnissen gezogen. Maurer betont, daß er im Rahmen des vorliegenden Buches nur an einigen besonders eindrucksvollen Fällen beispielhaft die Tragweite der Ergebnisse aufzeigen könne.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die neue Auffassung, die sich Maurer von der Einteilung des germanischen Volkes gebildet hat, dürfte besser begründet sein, als die bisherigen Einteilungen und seine kurzen Andeutungen über die Folgerungen aus seinen Ergebnissen zeigen bereits wie außerordentlich fruchtbar seine gründlichen sprachgeschichtlichen Untersuchungen für die Volkskunde sind. Die Übereinstimmungen zwischen Nordgermanen und Alemannen erklären sich als gemein-germanisches Erbe, das beiderseits unmittelbar in die gemein-germanische Zeit zurückführt. Diese Erklärung ist viel natürlicher und einfacher als die bisherige Annahme eines westgermanischen Zwischengliedes oder aber ostgermanischer Vermittlung. Zu den kurzen Andeutungen Maurers im Schlußteil mag noch ergänzend auf zwei Punkte hingewiesen werden. Der schwedische Luciabrauch wurde bereits immer in näheren Zusammenhang mit dem elsässischen Christkindel gebracht, wobei man meistens an Entlehnung – sei es immer in welcher Richtung – dachte. Auch diese Frage wird durch Maurers Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang eingeordnet und man kann nun Urverwandtschaft des schwedischen und des alemannischen Brauches annehmen. Schließlich wird auch das Lichterbaum-Problem, über dessen Lösung noch keine Einigkeit herrscht, durch Maurers Ergebnisse in ein neues Licht gestellt. Das Buch von Maurer ist ein wesentliches Werk zur germanischen Altertumskunde wie zur deutschen Sprachgeschichte und Volkskunde. Es ist für die Erkenntnis der germanischen Überlieferungen am Oberrhein grundlegend.

Otto Huth.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Die Fundgrube:

Aus der Landschaft:

Brauchtum im Zeitgeschehen:

Hieb und Stich:

Zwiesprache:

Erwecker der Vorzeit:

Die Bücherwaage:

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

